

JÜDISCHE ILLUSTRIERTE

VERLAGSBEILAGE

HOCHSCHULE FÜR JÜDISCHE STUDIEN HEIDELBERG

BERLIN, DEN 11. JULI 2024 | 5. TAMUS 5784

79. JAHRGANG | NR. 28

צוֹזְאָמֶען



והגית בו
יומם
ולילה

HOCHSCHULE FÜR
JÜDISCHE STUDIEN
HEIDELBERG

ZUSAMMEN

Grüßworte



Werner Arnold

Foto: Philipp Rothe

Ein breites Lehrangebot

Zehn Professuren bilden zusammen die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS), in der im Zusammenspiel von Forschung und Lehre jüdisches Leben, Denken und Handeln auf breiter wissenschaftlicher Basis erfahrbar und erkennbar werden. Zusammenleben und Zusammengehörigkeit spielen an der HfJS eine wichtige Rolle, wie die Texte zeigen, die in dieser Beilage der Jüdischen Allgemeinen zusammengestellt sind.

Durch die enge Zusammenarbeit mit der Universität Heidelberg in Gremien, Kooperationsstudiengängen und in der Doktorandenausbildung entsteht ein breites Lehrangebot, besonders in zusammenpassenden Fächern wie zum Beispiel der Europäischen Kunstgeschichte an der Universität und dem Fach Jüdische Kunst an der Hochschule. Manche Forschungsprojekte lassen sich ohne Zusammenschluss mit der Universität gar nicht verwirklichen, wenn es etwa um den jüdisch-französischen Kulturaustausch im Mittelalter geht, bei dem die Französischkenntnisse der Romanisten und die Hebräischkenntnisse der Judaisten zusammenkommen müssen, um exzellente Forschungsergebnisse zu erzielen. Die Israel- und Nahoststudien an der Hochschule haben sich mit der Islamwissenschaft zusammengetan, um mit dem gemeinsamen Nahost-Master den Studierenden die Zusammenhänge im Vorderen Orient zu vermitteln. Sogar mit der Medi-

zinischen Fakultät gibt es eine Zusammenarbeit, und zwar zum Thema »Blut«.

Was auseinandergerissen wurde, muss wieder zusammengeführt werden. In der NS-Zeit geraubte Bücher, die in die Albert-Einstein-Bibliothek der HfJS gelangt sind, werden an die Herkunftsbibliothek zurückgegeben, damit sie eines Tages wieder am ursprünglichen Ort mit den anderen geraubten Büchern zusammenstehen.



Zusammenleben und Zusammengehörigkeit spielen an der Hochschule für Jüdische Studien eine wichtige Rolle.

Rabbiner Shaul Friberg, der in den Ruhestand gegangen ist, und unser neuer Rabbiner, Jona Pawelczyk-Kissin, sind zu einem Interview zusammengekommen. Für den Zusammenhalt an der Hochschule ist der Rabbiner besonders wichtig, weil er Studentinnen und Studenten aller Religionen und Weltanschauungen in seinen Schabbatfeiern zusammenbringt. Die Studierenden haben in der Zeit von Corona, als ein Zusammentreffen in der Hochschule nicht möglich war, den Zusammenhalt unter den Studenten online aufrechterhalten. Nach dem 7. Oktober 2023 haben sie einen Safe Space eingerichtet, in dem man zusammenkommen konnte, um über Schmerz und Sorgen zu sprechen und ein bisschen Trost zu finden.

Den Kampf gegen Antisemitismus hat die HfJS seit dem 7. Oktober verstärkt. Studierende stellen Video-Clips in arabischer Sprache in die sozialen Medien, um arabische Jugendliche über Vorurteile gegen Juden aufzuklären. Am Lehrstuhl für die Geschichte des Jüdischen Volkes entsteht zusammen mit einem Softwareentwickler ein Computerspiel gegen Antisemitismus.

Wir haben ein buntes Spektrum von Texten zusammengestellt und hoffen, dass sie bei den Lesern der Jüdischen Allgemeinen großes Interesse finden.

■ Werner Arnold ist Rektor der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.



Barbara Traub

Foto: picture alliance/dpa

Lassen Sie sich faszinieren!

Liebe Leserinnen und Leser, Sie halten gerade die Sonderausgabe der Jüdischen Allgemeinen zu unserer Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) in Händen – dem europäischen Kompetenzzentrum für jüdische Studien schlechthin. Wohl kaum an einem zweiten Ort auf unserem Kontinent können Sie sich so umfassend mit Judentum, jüdischer Geschichte, Gegenwart und Kultur auseinandersetzen wie hier. Ein Ort der Forschung und der Lehre, der Bildung und der Begegnung zugleich; gelegen in der Altstadt einer der schönsten und berühmtesten Universitätsstädte, deren Name man weltweit kennt: Heidelberg!

Seit Generationen werden junge Menschen hier von ihren weisen Lehrerinnen und Lehrern herangeführt an die akademische Forschung und Lehre, um selbst zu Persönlichkeiten heranzuwachsen, die Wesentliches beigesteuert haben zu unserer Zivilisation von heute. Seit 45 Jahren zählt auch unsere Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg zu jenen erhabenen Lehrstätten im Herzen dieser Stadt, deren Absolventinnen und Absolventen nicht nur in Deutschland, Europa und Israel, sondern weltweit aus dem reichhaltigen Fundus unserer jüdischen Religion, Kultur und Geschichte schöpfen, um in unterschiedlichsten Positionen und Funktionen ihren Beitrag zu diesem großartigen Menschheitsprojekt beizutragen, dessen Teil wir alle sind.

Dabei trägt just das deutsche Wort der »Bildung« wie in kaum einer anderen Sprache einen zutiefst jüdischen Gedanken in sich: Dies ist der Gedanke der G'tesebenenbildlichkeit – צלם אלוהים.

Bildung bedeutet weit mehr als die Vorbereitung auf das Ausfüllen einer beruflichen Funktion, sondern zielt auf die Entfaltung dessen, was in uns Menschen – geschaffen nach dem Ebenbild G'tes – von Anbeginn angelegt war und ist. In der Entfaltung dieses Potenzials, das über die Grenzen bestehender Funktionen und Aufgaben hinausweist, liegt ein beständiger Quell wissen-

schaftlicher, kultureller und gesellschaftlicher sowie wirtschaftlicher und auch technologischer Innovation und Veränderung. So bereitet das Studium an unserer Hochschule für Jüdische Studien, ihren Kooperationen mit der Universität Heidelberg sowie weiteren Hochschulen und Forschungseinrichtungen längst nicht nur vor auf die Arbeit in jüdischen Gemeinden oder Kultureinrichtungen mit unmittelbar jüdischem Bezug, sondern es eröffnet unseren Absolventinnen und Absolventen ein fulminant breites Spektrum an Funktionen und Aufgaben weit darüber hinaus.

In einer Zeit, in der Antisemitismus massiv zunimmt, kommt unserer Hochschule zudem eine wichtige präventive Funktion zu: So dürfen wir uns von den Begegnungsmöglichkeiten mit der gesamten Vielfalt, die unser Judentum auszeichnet, auch eine bedeutende, präventive Strahlkraft hinaus in die nichtjüdische Welt erhoffen.

Lassen auch Sie sich faszinieren von unserer Hochschule für Jüdische Studien, der Universitätsstadt Heidelberg und davon, was so alles in ihnen steckt!



In einer Zeit, in der Antisemitismus massiv zunimmt, kommt unserer Hochschule eine wichtige präventive Funktion zu.

■ Barbara Traub ist Mitglied im Präsidium des Zentralrats der Juden und Vorsitzende des Kuratoriums der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.



Der lichte Neubau der Hochschule fügt sich kontrastreich an den Altbau in der Landfriedstraße.

Foto: flohagena.com

Selbstverständlichkeit im Umgang mit dem Besonderen

GESCHICHTE Ein historischer Streifzug von den Grundlagen bis zum Neubau

VON WERNER ARNOLD



Mit der festen Besetzung fachlich klar definierter Professuren wurde die Hochschule zum größten europäischen Standort für Jüdische Studien.

Die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg ist einiges: staatlich anerkannt durch den Wissenschaftsrat, institutionell akkreditiert und finanziert zu einem wesentlichen Teil durch die Kultusministerkonferenz, das Bundesministerium des Innern und das Land Baden-Württemberg. Sie bringt jedes Jahr eine verlässlich große Zahl eigener Absolventinnen und Absolventen (B.A., M.A., Ph.D.) hervor und ist strukturell in der Lehre und in der Forschung auf vielfache Weise mit der Ruprecht-Karls-Universität verbunden. Diese auch räumliche Nähe wird in Zukunft noch enger ausgestaltet werden. Lehramtsstudierende der Geisteswissenschaften der Universität profitieren wie selbstverständlich vom Lehrangebot der Hochschule und bringen Ertrag daraus in ihre spätere Arbeit ein. Das gilt ebenso für andere Studierende der Universität. Die Hochschule ist Teil der Verbundforschung der Universität Heidelberg und hat Zugang zu öffentlichen Förderlinien und -einrichtungen.

Die unterschiedlich profilierten Kooperationen, aber auch das eigene Gewicht der jüdischen

Studien im gesellschaftlichen Leben, haben die Studierendenschaft und die Aufgaben der HfJS über die Jahre schleichend, umfassend und zu ihrem Guten verändert. Was vor mehr als 40 Jahren als akademische Ausbildungsstätte für Gemeindepersonal gedacht war, hat sich zu einer plural aufgestellten, klar wissenschaftsorientierten Institution entwickelt, die innerjüdisch denominationsoffen ist und im weiteren Zusammenhang jedem Interessierten offensteht. Die Hochschule ist umfassend vernetzt, ein Mikrokosmos gesellschaftlicher Pluralität und ein Laboratorium für die Gestaltung von Gesellschaft für das 21. Jahrhundert geworden. Die umfassende Revision der Grundordnung der HfJS unter Federführung des langjährigen Kuratoriumsvorsitzenden Salomon Korn 2008 hat diese Entwicklung aufgegriffen, ebenso die jüngste Anpassung 2018.

Bibel, Talmud, Geschichte, Literatur, Hebräisch

Grundlagen für diese Entwicklung wurden in den Jahren nach 2000 gelegt. Mit der Beendigung des Wandergelehrtenbetriebs und der festen Besetzung fachlich klar definierter Professuren wurde die Hochschule zum größten europäi-

schen Standort der Jüdischen Studien ausgebaut. Die Lehrstühle für Bibel und jüdische Bibelauslegung (Hanna Liss), Talmud, Codices und rabbinische Literatur (Ronen Reichman), Jüdische Kunst (bis 2023 Annette Weber), Jüdische Philosophie und Geistesgeschichte (bis 2023 Frederek Musall), Geschichte des Jüdischen Volkes (Birgit Klein), Jüdische Literaturen (Roland Gruschka) und Jüdische Religionslehre (derzeit vakant) wurden um den Lehrstuhl Hebräische Sprachwissenschaft (Viktor Golinets) ergänzt, der eng mit dem Institut für Semitistik der Universität Heidelberg zusammenarbeitet.

Hinzu kommt der 2001 zunächst durch die Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung begründete und 2008 durch den Zentralrat der Juden fortgeführte Ignatz Bubis Lehrstuhl für Geschichte, Religion und Kultur (Johannes Heil). Eine weitere Stiftung erfolgte 2009 durch das Land Baden-Württemberg mit der Ben Gurion-Stiftungsprofessur für Israel- und Nahoststudien; sie wurde zunächst als Gastprofessur in Verbindung mit der Universität eingerichtet und ist seit 2021 fest besetzt (Johannes Becke). 2018 konnte erstmals die Lilli und Michael Sommerfreund-Gastprofessur für jüdische Kulturen besetzt werden;

seitdem kommen jedes Jahr wechselnd auswärtige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nach Heidelberg, die mit eigenen Schwerpunkten das Lehrangebot der Hochschule ergänzen.

Hochschulrabbiner und Beit Midrasch

Diese umfassende fachliche Positionierung hat die HfJS in die Lage versetzt, das Drittmittelaufkommen für die Forschung in den vergangenen Jahren mehr als zu verzehnfachen. Auch institutionell waren die Jahre seit 2000 für die Hochschule von großer Bedeutung.

Nachdem schon 2007 die Aufnahme in die Hochschulrektorenkonferenz erfolgt war, innerhalb derer die HfJS Mitglied der Gruppe der kirchlichen Hochschulen und Hochschulen anderer Religionsgemeinschaften ist, gelang 2009 die institutionelle Akkreditierung durch den Wissenschaftsrat und damit über die staatliche Anerkennung durch das Land Baden-Württemberg von 1981 hinaus der Nachweis einer vollständigen universitätsförmigen Einrichtung als Hochschule in privater Trägerschaft. Zum Ausbau dieser Position wurde dann 2018 ein international und fachlich hochgradig besetzter

Wissenschaftlicher Beirat berufen und 2019 die institutionelle Reakkreditierung beim Wissenschaftsrat gemeistert.

Eine ganz normale Hochschule also. Ja, aber welche hat schon einen Hochschulrabbiner? Rabbiner Shaul Friberg machte bis zu seiner Verabschiedung 2023 den großen Unterschied. Gefolgt nun von Rabbiner Jona Pawelczyk-Kissin, um das Zusammenspiel gleich zweier Herzkammern, die nicht ohne einander können, mitzugestalten: das der geistlichen Bibliothek (Beit Midrasch) vis-à-vis der weltlichen (Bibliothek Albert Einstein).

Der von den Architekten Hansjörg Maier und Partner 2008/2009 ausgeführte lichte Bau fügt sich kontrastreich an den Altbau in der Landfriedstraße. Er wirkt durch seine farbliche Gestaltung, als Raumkörper ist er nüchtern gehalten und erfüllt seit 15 Jahren seine Funktion reibungslos. Was wollte man mehr? Und doch steht er für mehr: Er garantiert Selbstverständlichkeit im Umgang mit dem Besonderen. Das ist ein starkes Zeichen für die Zukunft.

Der Autor ist Semitist, Professor Emeritus und Rektor der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.

Voneinander profitieren

BILANZ Die HfJS kooperiert erfolgreich mit der Universität Heidelberg



Arbeiten eng zusammen: die Universität Heidelberg (l) und die Hochschule für Jüdische Studien

Fotos: picture alliance, Marco Limberg

VON JOHANNES HEIL

Von den Hauptgebäuden der Universität Heidelberg, die laut Eigenwerbung seit 1396 ihrer Zukunft entgegenblickt, braucht es zur Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg zu Fuß kaum fünf Minuten. Dennoch sind es zwei unabhängige Universitäten, die da so nahe beieinander liegen. Die eine ist staatliche Landesuniversität, die andere in privater Trägerschaft des Zentralrats der Juden in Deutschland. Dass sie miteinander kooperieren, liegt auf der Hand, oder besser: nicht zuletzt am Weg. Zugegeben, in einer Großstadt so klein, dass sie unterhalb ihrer Schlossruine im Grunde nur vier Straßen hat, nämlich zwei von Süden nach Norden, die anderen zu beiden Seiten des Flusses von Westen nach Osten, sollte das nicht überraschen. Keine Frage: Heidelberg ist allein topografisch schon ein Ort für individuelle Hotspots, oder wie es am Portal des Universitätsgebäudes heißt: für den »lebendigen Geist«.

Kooperationsstudiengänge auf Master-Level

Was es neben dem so natürlich Naheliegenden hier vorzustellen gilt, ist dann das über die Jahre mit mancherlei Anstrengungen, das heißt oft langem Atem gegenüber administrativen und akademischen Bedenkenträgern, vielfältig gewachsene dieser Kooperation. Die Bilanz kann sich sehen lassen. Wenn es schwierig wurde, haben Rektoren und Professoren der Universität interimistisch die Leitung der Hochschule übernommen, aber das ist Geschichte.

Heute sind neben Mitgliedschaften von Universitätsangehörigen in Gremien der HfJS vor allem die Kooperationsstudiengänge auf Master-Level in den Vordergrund zu rücken. Da ist zunächst,

weil er sich rückblickend als beispielgebendes Pilotprojekt bewährt hat, der Heidelberger Mittelalter-Master zu nennen. Dieser Studiengang verbindet die mittelalterliche Geschichte und Kunstgeschichte sowie die ältere Germanistik und Romanistik mit den Jüdischen Studien, was nicht zuletzt auch zu einer Stärkung des Schwerpunkts der Mittelalter-Studien an der Hochschule für Jüdische Studien geführt hat. Zugegeben: Das ist ein Spezialistinnen- und Spezialisten-Gebiet, freilich jedoch mit erfolgreichen Absolventinnen und Absolventen in der Wissenschaft, in Museen und auch sonst. Und füllen solche Themen nicht Leerstellen, da sie anderswo zu kurz kommen?

Obendrein und strukturell noch gewichtiger: In der Folge dieses Erstlings wurden in Heidelberg weitere Kooperationsstudiengänge auf den Weg gebracht. Da ist einmal der literaturwissenschaftlich fundierte Komparatistik-Master und als jüngster der Master Nahoststudien zu nennen, dessen Hauptsäulen die Hochschule und die Kulturen des Vorderen Orients der Universität sind. Wer nach gerade heute so dringlicher Nahost-Expertise sucht, der wird unter den Heidelberger Absolventinnen und Absolventen fündig.



Die Universität Heidelberg profitiert von der HfJS und umgekehrt.

Wenden wir den Blick über spezialisierte Studiengänge auf Master-Level hinaus, dann rückt die systemische Kooperation zwischen Hochschule und Universität in den Mittelpunkt. Denn Kombinations-Bachelor-Studiengänge verlangen zwei Fächer. Wer eines an der Hochschule belegt, hat ein anderes an der Universität gewählt. Die Studierenden sind an beiden Häusern eingeschrieben, also zu Hause, und jeder Studierende verbindet die beiden mit individuellen Fächerkombinationen. Schließlich stehen die Belegzahlen der Lehrveranstaltungen, die an der Hochschule für Jüdische Studien angeboten werden, für eine ganz pragmatische (und deshalb gern übersehene) Kooperation.

Umfassend gebildete Lehrkräfte

Es kommt nicht selten vor, dass 90 oder gar ein paar mehr Prozent der Studierenden einer Lehrveranstaltung von der Universität kommen und nicht an der Hochschule eingeschrieben sind. Spätestens hier wird sichtbar, dass die Universität ihrerseits von der Hochschule profitiert. Das freilich ist keine Einbahnstraße. Wenn ein Pflicht-Seminar in Geschichte oder Literaturen zu Themen jüdischer Geschichte und Gegenwart unterrichtet wird und die Absolventinnen und Absolventen sich, was meist der Fall ist, anschließend ins Lehramt an Schulen begeben, dann ist fraglos ein Mehrwert gegeben. Und das ist einer, der andersorts nicht erreicht werden kann: Solchermaßen umfassend gebildete Lehrkräfte können europäische und deutsche Kultur tatsächlich vollständig, nämlich mit ihrem jüdischen Anteil, vermitteln.

Der Autor ist Ignatz-Bubis-Stiftungsprofessor für Geschichte, Religion und Kultur des europäischen Judentums an der HfJS.

Erschwerte Internationalisierung

AUSTAUSCH Über wissenschaftlichen Dialog trotz der Zäsur des 7. Oktober

VON MIRJAM WILHELM

Noch keine zwei Jahre existiert die Arbeitsstelle Internationalisierung an der Hochschule und hat bereits einiges geleistet. Die internationale Zusammenarbeit und Kooperationen mit Institutionen und Partnern im inner- und außereuropäischen Ausland – darunter: USA, Österreich, Schweden, Frankreich, Chile – wurden weiter gestärkt. Neben gemeinsamen Studiengängen zählen dazu auch Forschungsprojekte mit gegenseitigem Wissenstransfer oder der Austausch von Studierenden und Lehrenden im Rahmen des EU-geförderten Programms Erasmus+.

Gerade die besonders engen akademischen Beziehungen mit israelischen Partnerhochschulen, die bis in die 80er-Jahre zurückreichen, machten den 7. Oktober 2023 zu einem einschneidenden Ereignis sowohl auf institutioneller als auch auf persönlicher Ebene.

Die Hamas-Terrorattacke und der darauffolgende Krieg sorgten für einen solch abrupten Bruch, dass Internationalisierungsarbeit auf institutioneller Ebene plötzlich von einem Tag auf den anderen nicht mehr im selben Maße möglich war wie zuvor. Neben den erschwerten Bedingungen für Wissenschaft und Forschung vor Ort führte diese Zäsur leider sehr eindrücklich vor Augen, dass weltpolitische Veränderungen selbst über Jahrzehnte gewachsene Partnerschaften erschweren, beeinträchtigen und zeitweise sogar ganz unmöglich machen können.

Die mehrmonatigen Universitätsschließungen, der kriegsbedingte Notbetrieb sowie der verspätete Semesterstart in Israel haben nicht zuletzt auch an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg bis heute noch spürbare Auswirkungen auf den akademischen Alltag im Internationalisierungsbereich. Auf persönlicher Ebene wiederum fanden in den Tagen, Wochen und Monaten nach dem 7. Oktober ganz andere Formen der Zusammenarbeit und Netzwerkbildung mit Kolleginnen und Kollegen sowie universitären Ansprechpartnern in Israel statt. Sie waren geprägt von Anteilnahme, Solidarität, Sorge um Familie und Freunde, großer Verunsicherung und dem Ringen um Worte angesichts des Geschehenen. Trotz allem konnten wir dennoch einige Projekte, wie etwa gemeinsame virtuelle Austauschformate für Studierende, weiter aufrechterhalten.

Es wird in Deutschland gerade viel diskutiert über die bislang wenig beachteten Risiken der Hochschulinternationalisierung angesichts zunehmender weltpolitischer Spannungen, nicht nur in Nahost, sondern auch in der Ukraine und anderswo. Internationale Zusammenarbeit allerdings ist selbst in politisch ruhigen Zeiten nie völlig risikofrei. Denn sie setzt gegenseitiges Vertrauen, Wertschätzung, Kommunikation, gleichberechtigte Anerkennung und Transparenz voraus, damit sie langfristig gelingen kann. Sie ist kein Selbstzweck, sondern soll allen Mitgliedern einer Hochschule zugutekommen. Sie ermöglicht den Blick über den Tellerrand, schafft die Rahmenbedingungen für Wissenschaftsaustausch über Länder- und Sprachgrenzen hinweg und zum individuellen Erlernen interkultureller Kompetenzen.

Kurzum: Internationalisierungsarbeit folgt demokratischen Grundsätzen und bringt Menschen zusammen. Damit kann sie auf akademischer Bühne dazu beitragen, Weltoffenheit und Dialog auch dann zu wahren, wenn diese durch politische Verwerfungen, Krieg und andere Unwägbarkeiten gefährdet sind.

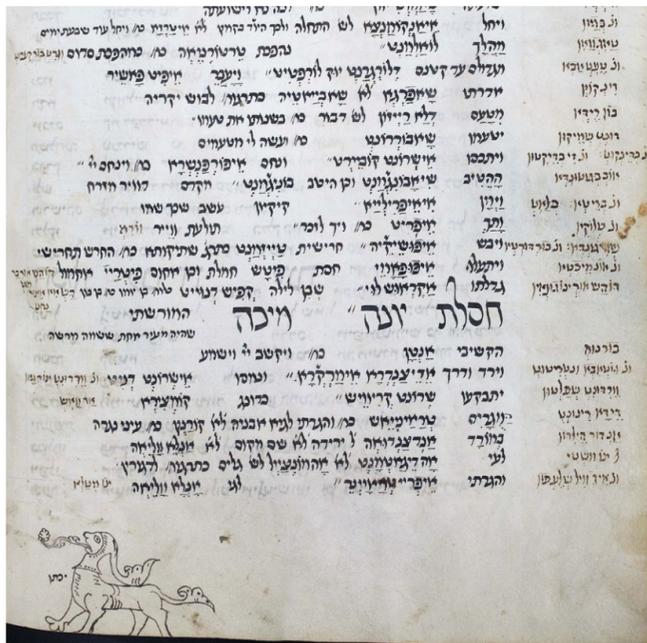
Die Autorin leitet die Arbeitsstelle Internationalisierung der HfJS.



Foto: Getty Images / istock

Jüdische Bibelauslegung

EXEGESE Von Originaltexten, Übersetzungen und Glossaren



Oben: MS London, British Library, Or. 2091, fol. 203r
Unten: MS Leipzig UB 1099, fol. 120v

VON HANNA LISS

Das Fach Bibel und Jüdische Bibelauslegung ist in seiner Art einzig in Deutschland und beschäftigt sich in Lehre und Forschung nicht nur mit dem hebräischen und aramäischen Bibeltext und seiner Auslegung, sondern vor allem mit der westeuropäischen Bibeltexüberlieferung und den Kommentarliteraturen der Ausleger zur Bibel.

Zehn Fragen

Für die Überlieferung des Bibeltextes spielen Fragen nach seiner Materialität eine große Rolle:

- 1 Sind alle Torarollen gleich?
- 2 Seit wann gab es eigentlich hebräische Bibeldcodices, also: Bücher im heutigen Sinne? Die Frage ist nicht banal, denn immerhin ist der berühmteste Bibeltext, die große Jesaja-Rolle aus Qumran, die im Israel-Museum ausgestellt ist, zwar ein Sefer, aber eben noch kein »Buch« im heutigen Sinne.

Andere Fragen betreffen die Sprachen oder sogar das Layout mittelalterlicher Bibeln:

- 3 Warum bieten die westeuropäischen Bibeln den Text der aramäischen Bibelübersetzung (Targum) versweise mit dem hebräischen Text abwechselnd und damit ziemlich unübersichtlich?
- 4 Wieso formten die Gelehrten in Nordfrankreich und Deutschland seitenlange Masora-Listen, also Glossen am Bibeltext zu Auffälligkeiten in der Grammatik oder der hebräischen Sprache, zu mikrografischen Illustrationen, sodass Bilder von Rittern, Greifen oder Löwen entstanden?
- 5 Inwieweit spielte die zeitgenössische Architektur und Buchkunst bei der äußeren Gestaltung der Bibel eine Rolle?
- 6 Gab es schon Kinderbibeln im Mittelalter?

Daneben beschäftigen wir uns natürlich auch inhaltlich mit den biblischen Texten, und hier zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zur christlichen Bibelwissenschaft darin, dass die jüdische traditionelle und akademische Auslegung nie unabhängig von der jüdischen Lesegemeinschaft gestaltet wird. Wir suchen also weniger nach dem Verständnis des ersten »Autors« eines Textes, sondern fragen danach, warum ein Text so und nicht anders formuliert wurde, und wer ihn lesen sollte:

- 7 Warum finden sich beispielsweise so viele Gewaltszenen im Buch des Propheten Jheskel?
- 8 Warum beschreibt das Buch Echa (Klagelieder) die Stadt Jerusalem als isolierte und geschändete Frau?
- 9 Kann man manche biblischen Texte als Survivor-Literatur von Überlebenden für künftige Generationen bezeichnen?

Und schließlich: Wie gehen wir mit inhaltlichen Widersprüchen innerhalb des biblischen Textes um? Diese Frage wird vor allem hinsichtlich der halachischen Themen wichtig:

10 Warum ist einmal von sechs (Deut 16,8) und einmal von sieben (Exod 23,15 und öfter) Tagen beim Mazzotessen die Rede, und welche Auslegung liefert die beste Erklärung? (Kurze Antworten auf diese Fragen finden Sie im umgekehrten Text am Ende dieses Artikels.)

Für diese und ähnliche Probleme werden dann nicht nur die mittelalterlichen Ausleger, sondern auch die verschiedenen akademisch geschulten Vertreter der sogenannten Wissenschaft des Judentums in Deutschland und Osteuropa wie Abraham Berliner, Leopold Zunz, Abraham Geiger, Samson Raphael Hirsch oder David Hoffmann konsultiert.

Im Fach Bibel und Jüdische Bibelauslegung lernen Studierende, wie man Bibeltex te befragt und analysiert, wie man mit den früheren Gelehrten generationen diskutiert, und warum die einfachen Antworten oft nicht die besten sind. Gleichzeitig kann die Beschäftigung mit den hebräischen und aramäischen Originaltexten zu einer lebenslangen Entdeckungsreise werden.

Französische Juden oder Juden in Frankreich?

Judaisten, Romanisten und Computerlinguisten bringt unser Projekt »Bibelt glossare als verborgene Kulturträger und der jüdisch-französische Kulturaustausch im Hochmittelalter« zusammen. Die Übersetzertätigkeit der Juden aus dem Arabischen ins Hebräische galt lange als Ergebnis ihrer Bildung, aber auch ihrer Heimatlosigkeit. Umso erstaunlicher ist es daher, dass wir in den Schriften der Juden im nordfranzösischen Sprachraum, das heißt in der Champagne, der Lorraine oder der Normandie seit dem 11./12. Jahrhundert Übersetzungen vom Hebräischen ins Französische finden, die über reine Geschäftsunterlagen hinausgehen und zeigen, wie sehr die Juden im Französischen beheimatet waren. Vom 11. bis zum beginnenden 14. Jahrhundert war das (Alt-)Französische (die langue d'oïl) in Wort und Schrift die Landes- und Umgangssprache sowohl für die christliche als auch für die jüdische Bevölkerung.

Dass bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts unter den Juden altfranzösische Abschriften von Ritterromanzen kursierten, die durchaus auch als Bucheinbände verwendet wurden, zeigt beispielsweise die verachtende Bemerkung des R. Jehuda aus Regensburg, die im sogenannten Buch der Frommen (Sefer Chasidim) überliefert ist. R. Jehuda kritisiert hier, dass immer wieder Bücher mit Einbandblättern eingebunden sind, auf denen Dinge in nicht-hebräischer Sprache (romanz romanz) geschrieben sind. Solche Buchumschläge sollten vernichtet werden.

Bevor die Juden durch Philipp IV. 1306 aus Nordfrankreich vertrieben wurden, war aber auch die jüdische Gelehrtenelite kulturell so weit integriert, dass sie ihre Bibeln, aber auch ihre Kommentare zu Bibel und Talmud mit französischen Übersetzungen glossierten. Insgesamt handelt es sich hierbei um etwa 22.000 altfranzösische Grundformen, was etwa einem Viertel des gesamten altfranzösischen Wortschatzes entspricht, der in diesem Projekt erstmals umfassend erhoben und lexikalisch analysiert werden soll. Die Besonderheit dieser französischen Glossen – die Juden nannten sie Le'asim (Singular: La'as) – besteht darin, dass sie in hebräischen Buchstaben geschrieben wurden. Im 13. Jahrhundert sammelte man die Glossen zur Bibel in eigenen Glossaren.

Dass es zu den Talmudglossen keine Zusammenstellungen dieser Art gab, verwundert zunächst, denn der Talmud spielte ja im Hochmittelalter eine wichtigere Rolle als die Bibel, aber es lag wohl vor allem an der Art der Glossierung und ihrem Ziel. Während die Glossen in den Talmuderklärungen sehr viel technisches und handwerkliches Vokabular enthalten, sind die Bibelt glossare wichtige Zeugnisse dafür, wie man die Bibel und das biblische Hebräisch lernte. Dabei ging es auch darum, sich mithilfe der französischen Übersetzungen von der christlichen Bibelauslegung abzugrenzen, von der die Juden das eine oder andere im täglichen Zusammenleben oder auch durch Zwangspredigten mitbekamen. Dass die jüdischen Gelehrten offenbar tatsächlich intensiv die zeitgenössische altfranzösische Literatur gelesen haben, können vor allem unsere Romanisten im Projekt gut beurteilen, denn sie haben den unmittelbaren sprachlichen Zugang zur altfranzösischen Literatur.

Leas Augen

Gen 29,17 beschreibt die Augen der Lea als raktot, »schwach, weich, zart«. Schon die meisten antiken Übersetzungen wie der Targum Jonatan oder die lateinische Vulgata suggerieren heutigen Leserinnen und Lesern eine trübfäugige und verweinte Miene, der direkt im Anschluss die Schönheit der Rachel gegenübergestellt wird. Raschis Kommentar zu Gen 29,17 klingt fast mitleidig: Er beschreibt die Augen der Lea als tränenverhangen, denn sie hatte geweint, weil sie dachte, sie müsse nun Esau heiraten. Die Glossare beschreiben Leas Augen als tandraś/tonraś (»zart/weich«) und nehmen die zuvor genannten jüdischen Auslegungen auf. Hier wird eine uneingeschränkt positive Konnotation geboten. Mit dieser Übersetzung stellen sich sowohl die Bibelausleger als auch die Glossatoren gegen die zeitgenössische lateinische und französische Übersetzung in der Bible de Paris, die eine vollkommen pejorative Konnotation aufweisen. So heißt es in der Bible de Paris, dass »Lea trübfäugige Augen hatte«, und eine erklärende Glosse ergänzt, sie sei trübfäugig gewesen »wegen des Gesetzes, das Mose gegeben hat, und das unklar und verborgen ist«. Die Figur der Lea wird hier als Verkörperung des jüdischen Gesetzes, des Judentums insgesamt dargestellt; ihre mit »Augenbutter« verschmierten Augen sind das Sinnbild für die Synagoge: Ihr fehlt der klare Blick, die klare Erkenntnis. Gegen diese typologische Ausdeutung der Ehefrauen des Jaakov, Lea als Synagogajuden und Rachel als Kirche/Christen, die die Gegenüberstellung von Ecclesia und Synagoge manifestiert, wehrten sich die Juden und setzten mithilfe des Französischen eigene Akzente. Der Enkel des großen mittelalterlichen Bibelauslegers Raschi, Raschbam (gestorben ca. 1158), verpasste der Lea sogar »strahlend helle« Augen (vairs). Diese Beschreibung findet sich im anglo-normannischen Alexanderroman (Le Roman de Toute Chevalerie) des Thomas von Kent oder in der Chanson de Roland für die Beschreibung der Augen des ritterlichen Helden, in anderen Texten wie dem Troia-Roman des Benoît de Sainte-Maure auch als Schönheitsmerkmal von Frauen.

Zusammenarbeit ist alles

Die Zusammenarbeit zwischen Judaisten und Romanisten ist in unserem Projekt essenziell, denn die Romanisten brauchen die Expertise für das

Hebräische, während die Judaisten keine Experten im Altfranzösischen sind. Die Ergebnisse fließen in eine Datenbank ein, die die hebräischen Wortformen, die französischen Übersetzungen, die exegetischen Erklärungen, aber auch die romanistischen lexikografischen Ergebnisse integriert. Wir arbeiten mit der im Projekt Corpus Masoreticum entwickelten Datenplattform BIMA 2.1, die die Manuskripte zur Verfügung stellt und das Material für die analytische und editorische Weiterverarbeitung vorbereitet.

Die Aufbereitung von Textaufnahmen und Editionsdaten wird schließlich durch sogenannte korpuslinguistische Verfahren begleitet und methodisch kontrolliert, das heißt durch die Untersuchung von Sprache anhand großer, digitalisierter Sammlungen. Man sieht nämlich auf den ersten Blick, dass die Glossare, selbst wenn sie ein und dasselbe biblische Wort übersetzen, sich sehr oft in der Übersetzung und noch häufiger in der Schreibung voneinander unterscheiden. Gemeinsam werden hier wirklich neue wissenschaftliche Territorien kartiert, die uns eine ganz neue Seite des Judentums von Raschi und seinen Zeitgenossen zeigen.

Insgesamt arbeiten derzeit 13 wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und elf studentische Hilfskräfte in verschiedenen Projekten an unserem Lehrstuhl und sorgen dafür, dass auch in Deutschland die Wissenschaft des Judentums wieder einen gesicherten Platz findet.

Die Autorin ist Professorin für Bibel und Jüdische Bibelauslegung an der HfJS.

1. Nein
2. Die ersten hebräischen Bibeldcodices stammen aus dem 9. Jahrhundert.
3. Diese Bibeln zeigen, dass man noch im Hochmittelalter in Deutschland und Frankreich den hebräischen Text und die aramäische Übersetzung (Targum) gelesen hat, möglicherweise sogar im Synagogen Gottesdienst.
4. Zum einen passt einfach mehr Text auf eine nagenommenes Blatt.
5. Christliche Handschriften lassen ähnliche Motive wie auf den mittelalterlichen kirchlichen Westportalen erkennen. Jeder Masoret hatte heraldische Motive. Mikrografen finden sich aber fast ausschließlich in Bibeln oder Gebetbüchern und haben deshalb immer eine religiöse Fundierung.
6. Manche Bibeln lassen tatsächlich pädagogische Ziele für die Erziehung von Kindern erkennen.
7. Der Prophet verarbeitet in seinen Darstellungen die erhaltene Gewalt und kämpft mit der theologischen Aussage, dass der Ewige für das Leid Jerusalems verantwortlich zeichnet.
8. Das Buch Echa reagiert in seinen Klagen auch auf die prophetische Kritik und die Gewaltankündigungen.
9. Ja.
10. Lesen Sie einmal Raschi oder Samson Raphael Hirsch zu Deut 16,8.

Israel- und Nahoststudien

PROFESSUR Der einzige Lehrstuhl Deutschlands zum Thema ist an der HfJS in Heidelberg angesiedelt

VON JOHANNES BECKE

Das Wintersemester 2023/24 begann kurz nach dem Hamas-Massaker am 7. Oktober – und auch zu Beginn der Vorlesungszeit im darauffolgenden Sommer herrschte noch Krieg im Gazastreifen. An vielen universitären Standorten, nicht zuletzt in den USA und in Großbritannien, eskalierte der offene Hass auf Israel: Eine Querfront aus Islamisten und progressiven Linken feierte den Hamas-Terrorismus als »Widerstand«, warf Israel (noch vor Beginn der Bodenoffensive) einen »Genozid« im Gazastreifen vor und fand auch sonst Gefallen an den alten Sprechblasen der Drittwelt-Ideologie aus den 70er-Jahren – vom vermeintlichen zionistischen »Siedlerkolonialismus« bis hin zu aufgewärmten »Apartheid«-Vorwürfen.



An vielen Standorten wird Israel konsequent aus der Perspektive der arabischen Welt betrachtet.

In den angelsächsischen Nahoststudien führte diese extreme Polarisierung des akademischen Diskurses längst dazu, dass die Forschung zu Israel/Palästina sich in zwei strikt voneinander getrennte Netzwerke aufgeteilt hat: Innerhalb der Nahost-Studien unterstützen wirkmächtige Stimmen noch jeden propagandistischen Unsinn, der sich gegen Israel richtet – die US-amerikanische Vereinigung für Nahost-Studien, die Middle East Studies Association (MESA), solidariert sich derartig offen mit der antisemitischen BDS-Bewegung, dass auf ihren Jahrestagungen schlicht keine Israel-Panels mehr stattfinden. Wer zur zionistischen Geschichte und zur israelischen Gegenwart forscht, findet dagegen eine akademische Heimat in der Association for Israel Studies (AIS) oder ihrer europäischen Schwesterorganisation, der European Association for Israel Studies (EAIS), aber nicht zuletzt durch die BDS-Bewegung kommen hier viele Forscherinnen und Forscher aus der arabischen Welt (und leider inzwischen auch aus der angelsächsischen Welt) nicht mehr zu den Workshops und Tagungen.

Nahost-Institut an der Uni Bern aufgelöst

Eine solche Entwicklung ist auch im deutschsprachigen Raum möglich: Das Nahost-Institut an der Universität Bern musste kürzlich geschlossen werden, weil die Führung des Hauses sich nach Presseberichten allzu begeistert zeigte über den Hamas-Terror gegen israelische Zivilisten. In der deutschen Wissenschaftslandschaft werden

anti-israelische Ressentiments selten in dieser Offenheit geäußert – aber auch hierzulande gibt es bis heute nur eine einzige Professur für Israel-Studien, nämlich den Ben-Gurion-Lehrstuhl für Israel- und Nahoststudien an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg.

An vielen anderen Standorten wird Israel dagegen konsequent aus der Perspektive der arabischen Welt betrachtet: Die großen deutschen Nahost-Institute wie das Zentrum Moderner Orient (ZMO) in Berlin oder das GIGA (German Institute for Global and Area Studies) in Hamburg beschäftigen bis heute keine Forscherinnen und Forscher, die sich mit Israel auseinandersetzen.

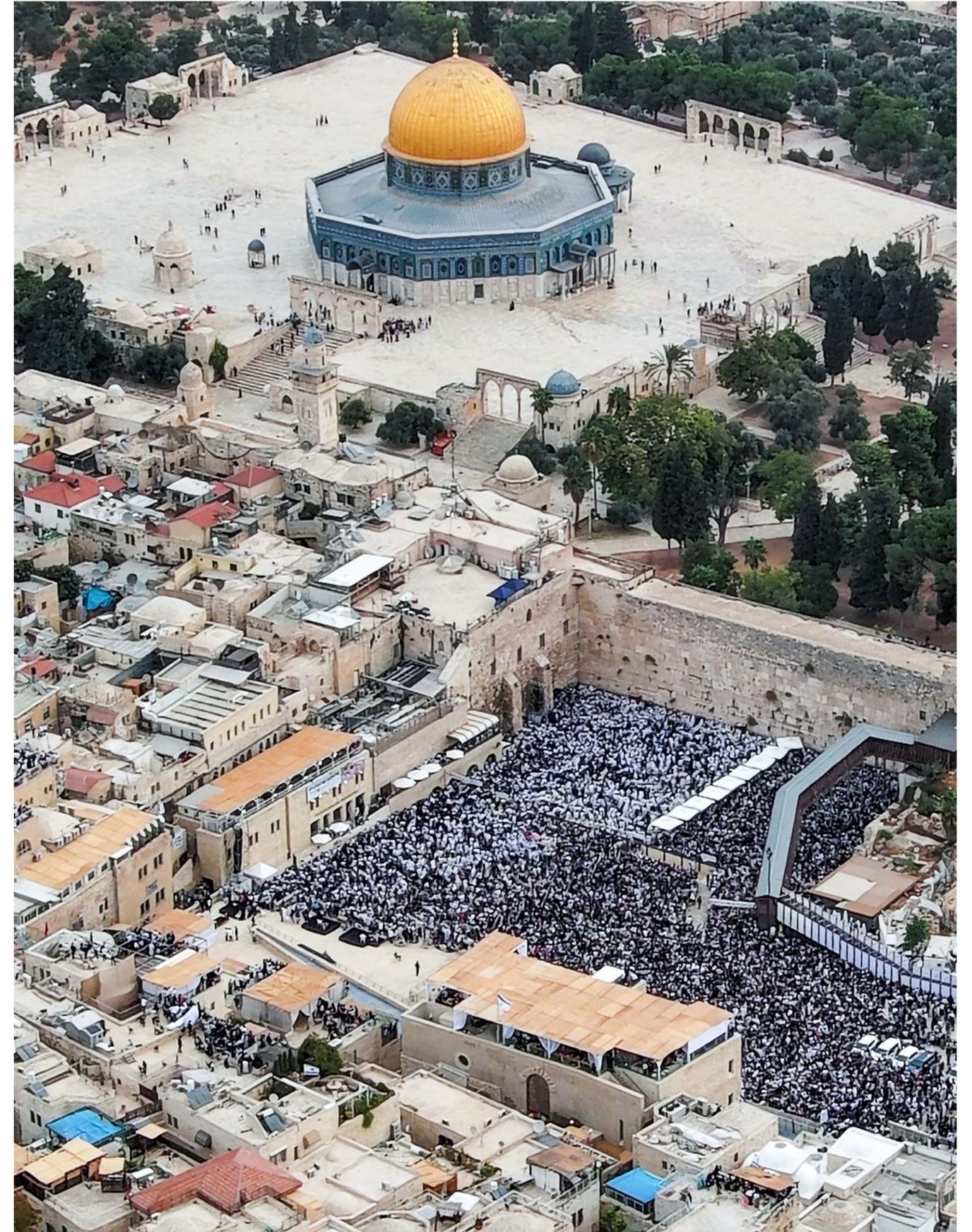
Diese Entwicklung sollte uns nicht nur aus politischen Gründen Sorgen bereiten, sondern vor allem aus einer wissenschaftlichen Perspektive: Wer die Region des Nahen Ostens und Nordafrikas verstehen will, muss sich mit der Vielfalt der verschiedenen Sprachen, Kulturen und Religionen auseinandersetzen – ohne sich dabei mit den ideologischen Weltbildern der einen oder anderen Seite zu identifizieren. Die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg sucht ganz bewusst die enge Kooperation mit Islamwissenschaft an der Universität Heidelberg: Im gemeinsamen Nahost-Master wird die Hebräisch-Ausbildung mit dem Arabischen, Persischen oder Türkischen kombiniert – in den Seminaren wird der Schwerpunkt auf die Komplexität der Region gelegt.

Himmliches Jerusalem, irdisches Jerusalem

Im Wintersemester 2023/24 fand das gemeinsame Seminar »Jerusalem von den Kreuzfahrern bis zur Gegenwart« statt – ergänzt durch Sprachübungen mit arabischen und hebräischen Primärquellen. Wer am Seminar teilnahm, konnte sich ganz unterschiedliche Jerusalem-Bilder erarbeiten: das Jerusalem der Hebräischen Bibel, das Jerusalem des Neuen Testaments und das Jerusalem der islamischen Tradition. Schnell stellte sich heraus, dass bis heute sehr verschiedene Bilder von Jerusalem nebeneinander koexistieren – nicht nur als theologisches Idealbild (»Himmliches Jerusalem«), sondern auch als Lebenswirklichkeit (»Irdisches Jerusalem«).

Auch wer sich heute in Jerusalem bewegt, wird schnell feststellen, dass die Infrastruktur der Stadt zweigeteilt ist – das jüdisch-israelische und das palästinensisch-arabische Jerusalem begegnen sich, durchschneiden sich, ergänzen sich und unterscheiden sich doch bis hin zu den beiden großen Busstationen, die Jerusalem mit israelischen Städten verbinden oder eben mit palästinensischen. Eine solche Stadt, ein solches Land kann nur verstanden werden, wenn Forscherinnen und Forscher im Gespräch bleiben und ihre Forschungsfelder nicht als bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln verstehen.

Der Autor ist Professor für Israel- und Nahoststudien an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.



In Kooperation mit der Heidelberger Hochschule können an der HfJS ganz unterschiedliche Bilder von Jerusalem erarbeitet werden.

Foto: REUTERS/Ilan Rosenberg

Religion lernen

LEHRERAUSBILDUNG Über narrativen Unterricht



VON BRUNO LANDTHALER

Vielleicht ist Ihnen das auch schon passiert: Ihre Tochter oder Ihr Sohn ruft an und bittet darum, früher von der Schule abgeholt zu werden, da »Religion« ausgefallen ist. Ein ähnliches Szenario nahm bereits der Rabbiner Samson Raphael Hirsch (1808–1888) einmal zum Anlass, das Fach Religionsunterricht mit Spott zu überziehen. Wer könne davon reden, »Religion« zu haben, wenn es in der Schule ausfällt, war seine spitze Bemerkung, die weniger gegen die Kinder als gegen ein seichtes Verständnis von Religionsunterricht gerichtet war.

Hirsch haderte mit der Vorstellung, »Religion« als normales Schulfach zu verstehen, das in didaktische Häppchen zerlegt werden könne – damit die Kinder den Stoff anständig lernen könnten, um ihn dann bei Gelegenheit repetieren zu können. Für ihn war »Religion lernen« ein komplexer Vorgang, der nicht auf das Lernen von überschaubarem religiösen Wissen reduziert werden könne, sondern »in der Heranbildung unserer Kinder allen gerechten Anforderungen der Zeit und des Judentums zu genügen« habe. Religionsunterricht, so könnte man Hirsch verstehen, soll in der Tat den Kindern die Möglich-

keit an die Hand geben, gut gerüstet »in den Ernst des Lebens (zu) treten« und die auf sie zukommenden persönlichen und intellektuellen Erfahrungen meistern zu können.

Damit betonte bereits Samson Raphael Hirsch wichtige Elemente, die für einen guten Religionsunterricht unabdingbar sind: Kinder und Jugendliche sind nicht einfach nur Behältnisse, in denen man Wissen verstaubt; vielmehr sind die Erwachsenen, die mit Bildung und Erziehung betraut sind, verpflichtet, ihnen Möglichkeiten gelingenden Lebens aufzuzeigen, das die Kinder und Jugendlichen selbst gestalten können. Es geht also um die Kinder und Jugendlichen selbst. Und genau hier beginnt die Komplexität des Religionsunterrichtes, da alle Kinder und Jugendlichen sehr unterschiedlich sind.

Mehr als ein didaktisches Standardprogramm

Es reicht nicht aus, für alle dasselbe didaktische Standardprogramm durchzuziehen, damit sie »gute Juden und Jüdinnen« werden. Hinzu kommt, dass der schulische Religionsunterricht, auch das wusste schon Hirsch, in einem gesellschaftlichen Umfeld stattfindet, das weit über die jüdischen Gemeinden hinaustritt, weil er schulisch in der »normalen« säkularen Gesellschaft



Auszüge aus der Pessach-Kind bedarf einer eigenen

Haggada: Am Sederabend stellen Kinder vier Fragen. Jedes Antwort, um eine Vorstellung vom Judentum zu bekommen.

verankert ist – es ist ein staatlich anerkanntes Schulfach. Jüdische Kinder und Jugendliche leben (in der Regel) nicht in einer hermetisch abgeriegelten jüdischen Blase. Daraus erwächst, dass die Voraussetzungen und Erwartungen der Schülerschaft äußerst vielfältig sind bezüglich der eigenen Vorstellungen vom Jüdischsein.

Nicht nur Religionslehrkräfte wissen, dass nicht alle, die einen Religionsunterricht besuchen, eine im engeren Sinn religiöse Vorstellung vom Jüdischsein haben (und das ist kein Mangel!). Das trifft aber auch auf die Lehrerschaft zu, die keine homogene Gruppe darstellt, denn es treffen hier sehr unterschiedlich religiös beziehungsweise säkular ausgerichtete und ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer zusammen, alle selbst wiederum mit eigenen Vorstellungen von dem, was Jüdischsein bedeutet.

Etrog, Lulav, Myrtenzweige und Bachweiden

Unserer jüdischen Tradition ist eine solche vielfältige, komplexe Situation des eigenen Daseins nicht unbekannt, und sie hat dafür immer wieder Bilder und Erzählungen entworfen. Als Beispiel mögen hier die Arba Minim zu Sukkot genannt sein, der Feststrauß mit den vier Arten Etrog, Lulav, Myrtenzweige (Hadassim) und Bachweiden (Aravot). In ihrer Verschiedenheit werden ihnen Eigenschaften bezüglich des Geruchs und Geschmacks zugesprochen und mit jüdischen Eigenschaften (Tora lernen und Gutes tun) verbunden. In diesem Bild gehört zum Feststrauß nicht nur der Etrog, der gut riecht und schmeckt, sondern eben auch die Bachweiden, die weder gut riechen noch schmecken, also jüdische Menschen symbolisieren, die weder Tora lernen noch gute Werke tun. Mit anderen Worten: Wir haben es im Religionsunterricht nicht einfach nur mit den Klügsten, Frömmsten und Lernwilligsten zu tun. Im Religionsunterricht sind sie alle – die spezifisch jüdische Inklusion! –, egal, wie sie später einmal ihr Judentum leben werden.

Auch bei den vier Kindern, die in der Haggada am Sederabend die vier Fragen stellen, ist es eben auch nur eines, das der Tradition gemäß ganz genau zu fragen versteht und deshalb mit den Eltern sofort in einen religiös-halachischen Diskurs einsteigen kann. Für die anderen muss Mühe aufgewendet werden, damit sie eine Vorstellung vom Judentum bekommen, und der rascha (meist als das »böse« Kind übersetzt) gibt gar ein Widerwort, bei dem die Erwachsenen herausgefordert sind, wenn sie ihm passend antworten möchten. Ob wir es wollen oder nicht: Alle sitzen sie vereint am Tisch, und alle fordern ihre eigenen Antworten. Damit ist der Religionsunterricht in seiner eigentlichen Ausprägung wiedergegeben: allen genau das bieten, was sie selbst benötigen, um sich selbst als jüdisch verstehen zu können.

Heterogenität der Schülerschaft

Auf einer religionspädagogisch reflektierten Ebene lässt sich das so beschreiben (und dies ist nun auch die Ebene, die das Studium der Religionslehrkräfte betrifft): Lernprozessuale Situationen sind dadurch geprägt, dass es gerade die Heterogenität der Schülerschaft ist, die zu einem großen Teil für die Komplexität eines Religionsunterrichtes verantwortlich ist. Wenn man von dieser Heterogenität ausgeht, dann ist jeder einzelne Schüler, jede einzelne Schülerin als Subjekt zunächst einmal ernst zu nehmen – unabhängig davon, wie willig oder unwillig er oder sie sich auf den Lern-

prozess einlässt, oder um im Bild zu sprechen: ob sie eher den Etrogim oder den Aravot zuneigen. Der Lernprozess wird damit nicht nur vom Inhalt – jüdische Religion – gesteuert, sondern von jeder und jedem Einzelnen in der Klasse mit ihren oder seinen sehr spezifischen oder auch nur allgemeinen Vorstellungen vom Judentum.

Das ist das, was einen Religionsunterricht im besten Fall auszeichnet. Er gibt den Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit, das, was im Unterricht inhaltlich zur Sprache kommt, mit dem eigenen Leben verbinden zu können. In dieser allgemeinen Relation von objektivem Lerninhalt und subjektiver Lebenswelt ist der eigentliche Lernprozess angesiedelt. Es geht gerade nicht nur darum, dass die Schülerinnen und Schüler das nachmachen können, was man ihnen vorge-macht hat. Vielmehr sollen sie, abstrakt formuliert, durch die Sprachangebote der Lehrkräfte in die Lage versetzt werden, ihr eigenes Leben im Kontext der jüdischen Traditionen versprachlichen zu können. Sie müssen also lernen, aus ihrem faktischen Judentum mithilfe von Sprache zu einem bewussten Jüdischsein zu kommen.

Das kann im Ergebnis dahin führen, dass sich die Kinder und Jugendlichen auch eine rituelle Kompetenz aneignen, für den schulischen Religionsunterricht aber wird dies meist nur über



Schülerinnen und Schüler sollen ihre Jüdischkeit versprachlichen können.

den Umweg des Verstehens gehen. Nicht das Ausüben des Rituals steht hier im Vordergrund, sondern die Bedeutsamkeit. Wir müssen auch bei unseren Jugendlichen immer mehr davon ausgehen, dass ihnen religiöse Praxis oder Ritual fremd sind, ihnen der Sinn von religiösem oder rituellem Handeln erschlossen werden muss.

Mit diesem Konzept eines narrativen Religionsunterrichtes, wie man ihn nennen könnte, geht es darum, die Schülerinnen und Schüler in ihrer ganzen Heterogenität in den Blick zu nehmen und allen die Möglichkeit zu geben, sich in ihrem Jüdischsein zu versprachlichen, auch dann, wenn sie von religiöser Praxis wenig halten oder nicht willens sind, sich ihr anzunähern. Es geht darum, sie zu einem jüdisch kontextualisierten Ich-Sagen zu befähigen, damit sie ihre eigene Existenz über die Jetzt-Zeit hinaus in einem größeren Verständnis von jüdischer Existenz begreifen können.

Gerade nach dem 7. Oktober 2023 scheint dies eine entscheidende Aufgabe des Religionsunterrichtes geworden zu sein, das eigene Jüdischsein gerade auch in der Anfeindung von außen aus den jüdischen Traditionen, aus einem kollektiven Inneren heraus verstehen zu lernen. Nur auf diese Weise wird das Jüdischsein positiv besetzt. Die Selbstbestimmung und Diskursivität entzieht es dem antisemitischen »Othering«.

Der Autor ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Jüdische Religionslehre, -pädagogik und -didaktik der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.

»Seelsorge ist immer etwas Persönliches«

INTERVIEW Ein Gespräch mit den Rabbinern Shaul Friberg und Janusz Pawelczyk-Kissin über ihre Arbeit an der Hochschule

Das Gespräch findet im Bet Midrasch, dem Studierzimmer an der Hochschule für Jüdische Studien statt. Zu den Rabbinern Shaul Friberg und Janusz Pawelczyk-Kissin gesellt sich auch Mucki, der Leihhund des zukünftigen Hochschulrabbiners. Während Rabbiner Friberg zum Sommersemester nach 16 Jahren die Hochschule verlassen hat, nimmt Rabbiner Pawelczyk-Kissin zusätzlich zur Jüdischen Kultusgemeinde Heidelberg auch noch die Hochschule unter seine Fittiche.

Warum braucht eine Hochschule überhaupt einen Rabbiner?

Janusz Pawelczyk-Kissin: Neben einer Annäherung von Hochschule und Gemeinde ermöglicht das Vorhandensein des Rabbiners einen niedrigschwelligen Zugang zum Judentum. Natürlich gibt es hier zu allen Themen der Jüdischen Studien, ob Talmud oder Kunst, Geschichte oder Sprachwissenschaft, passende Seminare, aber mit einem Rabbiner hat man auch bei ganz traditionellen, schlichten Themen einen niedrigschwelligen Ansprechpartner, der unabhängig vom Studium vielleicht auch entschleunigend oder beruhigend wirken kann.

Shaul Friberg: Für Nichtjuden ist es auch einfacher, zur Hochschule zu kommen als zur Gemeinde, die Hemmschwelle ist niedriger.

Pawelczyk-Kissin: Genau, in meiner Sprechstunde sind alle willkommen, auch Fragen zu stellen, die sie sich sonst vielleicht nicht trauen zu äußern.

Rabbiner Friberg, wie war das für Sie hier? War das eine Art »Betreuung«, die Sie an der Hochschule geleistet haben?

Friberg: In meinem Vertrag standen natürlich verschiedene Aufgaben, und die Seelsorge war ein Teil davon, obgleich ich auch unglaublich viel Gestaltungsfreiheit hatte. Aber im Vergleich zu meinen früheren Aufgaben als Assistenzrabbiner in München oder auch bei meiner Gemeindegemeindearbeit auf Mallorca war das Betreuen, der seelsorgerische Teil hier, tatsächlich eine der wichtigsten Aufgaben für mich. Und zwar für alle Menschen, nicht nur für Studierende, von P zu P: von der Putz- oder der Reinigungskraft bis zum Professor.

Wird man als Rabbiner auf so etwas vorbereitet, lernt man das?

Pawelczyk-Kissin: Nein, so etwas lässt sich auch nur bedingt lernen. Seelsorge ist immer etwas Vertrauliches, etwas Persönliches. Ich kenne das ja von der Gemeinde.

Friberg: Es hat auch viel mit Erfahrung zu tun.

Die Heidelberger Gemeinde nimmt das sicherlich auch in Anspruch.

Pawelczyk-Kissin: Ja, ja. Auch telefonisch. Mich rufen auch Menschen mitten in der Nacht an. (lacht) Manchmal stellt sich heraus, dass die Frage dann doch nicht so wichtig war. Oder die Sprechstunde wird dafür genutzt. Das wäre also für mich nichts Neues. Ich frage mich nur immer, ob ich das auch kann. Aber ich glaube, manch-

mal hilft das Gespräch schon dadurch, dass man den Ratsuchenden andere Ideen mitgibt und neue Perspektiven aufzeigt, um aus einer verzwickten Situation herauszukommen.

Friberg: Die Themen sind selten religiös, jüdische Studierende unterscheiden sich mit ihren Anliegen nicht wirklich von nichtjüdischen Studierenden.

Pawelczyk-Kissin: Wichtig ist neben der Unabhängigkeit und der Schweigepflicht vor allem das Vertrauensverhältnis. Das ist bei mir in der Gemeinde gegeben, und hier muss ich schauen, wie sich das in der Hochschule entwickelt. Ich bin da sehr offen, habe auch schon sehr viele kennengelernt und gehe mit den Menschen so nett um wie Rabbiner Friberg. (beide lachen)

Rabbiner Friberg, in einem Ihrer Seminare ordnen Sie sich als »modern orthodox« ein.

Friberg: Wir versuchen immer, das Spektrum ein wenig einzugrenzen, um darüber sprechen zu können. Also ziehen wir Linien: Reform, konservativ, ultraorthodox, orthodox. Ich habe gesagt, ich bin orthodox, aber ziemlich nah an einer dieser Linien. Das ist also mein eigenes Etikett.

Wie würden Sie sich bezeichnen, Rabbiner Pawelczyk-Kissin?

Pawelczyk-Kissin: Das ist sehr schwer. Ich lasse mich sehr ungerne kategorisieren. Das traditionelle Judentum im Sinne der Befolgung der Mizwot im täglichen Leben, das reicht. Es gibt auch verschiedene ideologische Ausrichtungen, aber ich versuche, so unideologisch wie möglich zu sein, weil ich einfach so bin. Ich bin ein sehr liberal denkender Mensch, halte aber gleichzeitig die Einhaltung der Mizwot für den Kern des Ganzen. Die weitere Einordnung ist für mich sekundär. Es würde mir sehr schwerfallen, mich innerhalb dieses Spektrums zu verorten. Die Grundidee der »Tora ImDerech Eretz« – das heißt, das Religiöse mit dem Drumherum zu verbinden, mit weltlicher Bildung, mit Teilnahme an der Gesellschaft –, das ist, was ich bin und wie ich lebe.



Der künftige Hochschulrabbiner Janusz Pawelczyk-Kissin (l.) und Rabbiner Shaul

Friberg, der nach 16 Jahren die Institution verlässt

Friberg: Ich denke, ich bin da ähnlich, ich vereine verschiedene Richtungen und überrasche dadurch teilweise die Menschen. Ich mache etwas, woraufhin ich gefragt werde, ob ich wirklich orthodox sei, und dann mache ich wieder etwas anderes, das ich vom chassidischen Judentum übernommen habe, ohne chassidisch zu sein.

Pawelczyk-Kissin: Das ist ein sehr guter Punkt. Wir sind uns da sehr ähnlich, beide orthodox und doch schlecht einzuordnen. Wenn mich zum Beispiel jemand zum Essen einlädt und ich ablehne, ist die Person erstaunt, dass ich so streng bin. Oder wenn Menschen mich zum Seder einladen wollen an Pessach, gehen wir nur

zu denjenigen, die wir wirklich kennen. Also, zu euch würden wir gehen. (zeigt auf Rabbiner Friberg, Friberg lacht) Und ich hoffe, andersherum auch.

Man hat hier so Vorstellungen, dass man als orthodoxer Jude einen bestimmten Kleidungsstil pflegen und erkennbar sein müsste. Das Bild wird auch durch die Medien vermittelt.

Friberg: Ich habe zum Beispiel kein Problem damit, einer Frau meine Hand zu reichen oder mich zu Frauen an einen Tisch zu setzen.

Pawelczyk-Kissin: Das mit der Hand hat auch etwas mit Respekt der eigenen Frau gegenüber zu tun, dass man keine fremde Frau berührt.

Wenn mir jemand in der Öffentlichkeit hier die Hand geben will, dann nehme ich diese auch an. Das halte ich für angemessen in unserer Gesellschaft.

Ist denn Orthodoxie etwas, das man sich selbst aussucht?

Friberg: Das liegt doch daran, wer du bist. Du suchst nach der Rabbinerausbildung, die zu dir passt.

Und die Rabbinerausbildungen unterscheiden sich untereinander?

Pawelczyk-Kissin: Genau, und dann kommt es darauf an. Wenn man Gemeindefriberg werden will, dann muss man eine Gemeinde finden, die einen haben möchte. Das entscheidet allein die Gemeinde, hier gibt es keinen Landesverband, keinen Zentralrat.

Friberg: Oft wollen Gemeinden jemanden, der zu ihnen passt. Das kann auch wechseln, jetzt vielleicht nicht in Extremen, aber im mittleren Spektrum. Die Wahl hat viel mit der Persönlichkeit des Rabbiners zu tun.

Pawelczyk-Kissin: In der Gemeinde haben Sie ja das ganze Spektrum, von den observanten über die traditionellen bis zu den liberalen und nicht religiösen Mitgliedern. Als Gemeindefriberg müssen Sie mit allen zurechtkommen. Und wenn man das kann, dann bleibt man eine Weile. Ich bin ja schon seit etwa 15 Jahren in dieser Funktion als Gemeindefriberg. Im Hinblick auf die Seelsorge ist es also ähnlich bunt wie

gemeinsame Vortragsreihe, bei der Dozierende der Hochschule Vorträge in der Gemeinde halten. Man merkt schon die gute Zusammenarbeit.

Rabbiner Friberg, was würden Sie Rabbiner Pawelczyk-Kissin gern mitgeben für seine neue Stelle?

Friberg: Er hat schon so viel Erfahrung. Ich habe da tatsächlich nur den Rat, er selbst zu bleiben. Be yourself, versuche nicht, jemand anderes zu sein.

Pawelczyk-Kissin: Ich kann ja gar nicht anders.

Sind Sie denn jetzt vor allem hier vor Ort? Was ist mit Ihrer Stelle in Mannheim?

Pawelczyk-Kissin: Ich bin seit 1997 Religionslehrer mit halbem Deputat an zwei Gymnasien, am Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim und am Kurfürst-Friedrich in Heidelberg. Zusätzlich bin ich in der Abituraufgabenkommission beim Regierungspräsidium und als Schulbeauftragter der Israelitischen Religionsgemeinschaft Baden tätig. Den Unterricht gebe ich allerdings ab, da es sonst zu viel wird. Wegen der Gemeindegemeinde lehre ich nicht an der Hochschule. So lassen sich die Zeiten gut aufteilen.

Das ist eigentlich sehr schade, da mit Rabbiner Friberg auch das Seminar »Was ist Judentum?« geht.

Friberg: Das ist kein Problem. Fast alle Seminare, die ich unterrichtet habe, gehören zu einem Studiengang, den es so jetzt nicht mehr gibt. Und für »Was ist Judentum?« habe ich angeboten, im Wintersemester ein Blockseminar zu halten.

Pawelczyk-Kissin: Ich könnte einmal die Woche einen Schiur (Vortrag, Kurs) in dieser Richtung geben, außervertraglich. Das kollidiert ja dann auch nicht mit dem Blockseminar, sondern könnte als Ergänzung dienen. Bei dem einen gibt es Punkte, bei dem anderen eben nicht. Eine Einführung ist in der Tat sehr wichtig.

Friberg: Zu dem Seminar kamen die meisten Studierenden wirklich aus reinem Interesse, unabhängig von den Punkten. Auch neue Angestellte, um sich ein besseres Bild machen zu können.

Rückblickend, was war eines der bedeutendsten oder wichtigen Ereignisse hier während dieser langen Zeit?

Friberg: Ich glaube, den ersten studentischen Schabbat nach dem 7. Oktober empfand ich als sehr wichtig: Es kamen so viele Israelis wie nie zuvor. Kontakte wurden geknüpft, die auch jetzt noch halten. Wenn ich sagen kann, dass ich für mindestens eine Person eine positive bedeutende Rolle hatte in ihrem Leben, dann bin ich zufrieden. Mittlerweile weiß ich, dass es mehrere Menschen gibt, auf deren Leben ich einen positiven und prägenden Einfluss hatte, was mich persönlich freut und mir ein gutes Gefühl mit auf den Weg gibt.

■ Mit den Rabbinern sprach Dorothe Sommer.



Austausch in Heidelberg: Lena Bindrim, Israels Botschafter Ron Prozor und Werner Arnold, Rektor der HfJS



Das Team des Ignatz-Bubis-Lehrstuhls



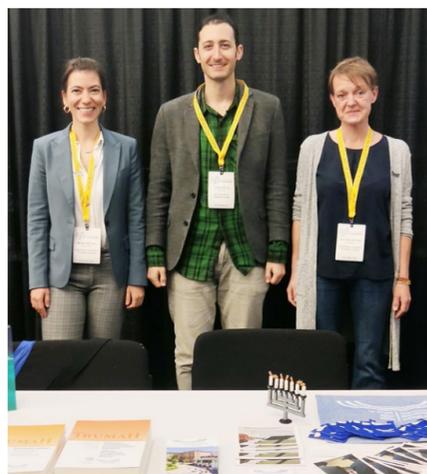
Johannes Becke (l.) mit Studierenden der Hochschule



Der Regisseur und Schriftsteller Michel Bergmann zu Besuch in Heidelberg

Bildung und Begegnung

IMPRESSIONEN *Gemeinsam lernen und lehren – das akademische Jahr an der Heidelberger Hochschule für Jüdische Studien im Rückblick*



Mirjam Wilhelm, Joshua Krug, Dorothe Sommer (v.l.)



Nur für besondere Anlässe: koschere Weine vom Staatsweingut Weinberg



Cornelia D'Ambrosio (l.) und Eva Mockler am Stand der HfJS bei der Jewrovision in Hannover



Musik verbindet: der Chor der Hochschule



Veranstaltung zu Restitutionsfragen in Kooperation mit der Budapester Universität



Koschere Schnittchen aus der Mensa der Hochschule



Solidarität mit Israel: Mahnwache auf dem Heidelberger Universitätsplatz nach den Hamas-Massakern am 7. Oktober 2023



Natascha und Rabbiner Shaul Friberg

Fotos: HfJS



**Du
Jude!**

VON DÉSIRÉE SCHOSTAK

Was verbindet Joseph Süß Oppenheimer, besser bekannt als »Jud Süß«, mit heutigen Jugendlichen? Auf den ersten Blick wohl gar nichts – kein guter Ausgangspunkt, sollte man meinen, für ein Computerspiel, das gerade junge Menschen ansprechen soll. Und dennoch haben die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg und Korion, Softwareentwickler aus Ludwigsburg, gerade diese historische Persönlichkeit ausgewählt, um mit ihr etwas Neuartiges zu schaffen: ein Game, das auf hohem Niveau historisches Wissen vermittelt, das stark macht gegen rechtsextreme und antisemitische Propaganda – und vor allem natürlich auch Spaß bringt!

Letzteres garantiert die langjährige Erfahrung von Korion, einem Videospiele-Entwickler, der schon im Zuge einer 360°-Dokumentation auf ARTE und gemeinsam mit der ARD erfolgreich Lernspiele auf den Markt gebracht hat. Mit der Vorstellung des Projekts auf der DATI-pilot Roadshow in Freiburg hat das Team von Hochschule und Korion nun die entscheidende Hürde genommen und kann sich in Kürze an die Arbeit machen. Gefördert durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) soll in 18 Monaten der Prototyp eines Computerspiels gegen Antisemitismus und Ausgrenzung entwickelt werden.

Das Wissen über Joseph Süß Oppenheimer wird heute meist einseitig bestimmt von dem Bild, das seine Widersacher und Verfolger am Ende seines Lebens beziehungsweise nach seiner Hinrichtung im Jahr 1738 von ihm zeichneten.

Er habe, so der Vorwurf in dem antisemitisch motivierten Prozess gegen ihn, seinen Einfluss am württembergischen Hof missbraucht, um sich selbst und anderen Juden Vorteile zu verschaffen – zum Schaden der christlichen Um-

welt. Entsprechend stilisierten die Nazis ihn in ihrem Propagandafilm *Jud Süß* zum frühen Beispiel einer angeblichen jüdischen Weltverschwörung mit selbst auf dem Plakat unverkennbar dämonischen Zügen – so erfolgreich, dass er als ein zentrales Symbol des antisemitischen Diskurses bis heute präsent ist.

An ihm lässt sich also beispielhaft beobachten, wie die Erinnerung an eine Person und ihre Geschichte für Propagandazwecke missbraucht und so sehr verzerrt werden kann, dass der eigentliche Mensch dahinter fast völlig verschwindet.

Im Fall von Joseph Süß Oppenheimer ist dies auch die Geschichte eines jungen Menschen, der sich zunächst gegen vielerlei Hindernisse seinen eigenen Weg im Leben bahnen muss, wie neueste Forschungen am Lehrstuhl der Rabbinerin und Professorin Birgit Klein, der Leiterin des Projekts, zeigen. Der junge Oppenheimer hatte aufgrund seiner jüdischen Herkunft und der Familienverhältnisse nach dem frühen

Spielszene »Du Jude!« unter Verwendung eines Bildausschnitts von Freepik auf www.freepik.com

Zocken gegen Antisemitismus?

GESELLSCHAFT Die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg und der Software-Entwickler Korion sichern sich gemeinsam die Förderung des Bundes für ein Computerspiel mit gesellschaftlichem Anspruch

Tod des Vaters gleich doppelt schlechte Startchancen, so Klein, und hierin ähnelt seine Situation der von vielen Jugendlichen heute: Ebenso wie zur Zeit Oppenheimers vor 300 Jahren erfahren Menschen heutzutage unter anderem wegen ihrer ethnischen Zugehörigkeit Ausgrenzung und Benachteiligung und müssen sich gegen Vorurteile ihrer Umwelt zur Wehr setzen.

Für junge Menschen ist das besonders schmerzhaft, denn sie haben sich im Leben erst noch zu behaupten – in

der Schule, im Beruf, in ihrer Peer Group. Genau diese Gruppe – Jugendliche auf ihrer Suche nach Anerkennung und Orientierung – haben Rechtsextreme besonders im Auge. Sie verbreiten ihre Propaganda gezielt da, wo sie junge Menschen erreichen können: über soziale Netzwerke, über die Musik und eben auch über das Computerspiel. Im Hinblick auf online kursierende Verschwörungstheorien und antisemitische Stereotype muss aber gerade der Gaming-Bereich – bei der jungen Generation ein äußerst beliebter Zeitvertreib – noch immer als blinder Fleck gelten.

Für das Projektteam von Hochschule und Korion ist das ein wichtiger Ansatzpunkt, für sie steht fest: Wir dürfen den Rechtsextremen dieses Medium nicht überlassen!

Natürlich ist ihnen bewusst, dass sich Jugendliche in ihrer Freizeit nicht unbedingt mit diesem schwierigen Thema auseinandersetzen wollen, Game hin oder her. Deshalb zielt ihr kostenloses Spielangebot primär auf ein anderes Einsatzge-

biet, nämlich den Schulunterricht ab der 7. Klasse und die politische Bildungsarbeit.

Das Leben Joseph Süß Oppenheimers bildet dabei nur eine von zwei aufeinander bezogenen Spielebenen, dem Damals und dem Heute. Aufgrund ihrer Wirkungsgeschichte bis ins Jetzt eignet sich diese Figur besonders gut, um verschiedene Mechanismen der Ausgrenzung und die historische Dimension des Antisemitismus sichtbar zu machen – von den Jahren des Nationalsozialismus bis in die Zeit Oppenheimers, das frühe 18. Jahrhundert, und darüber hinaus.

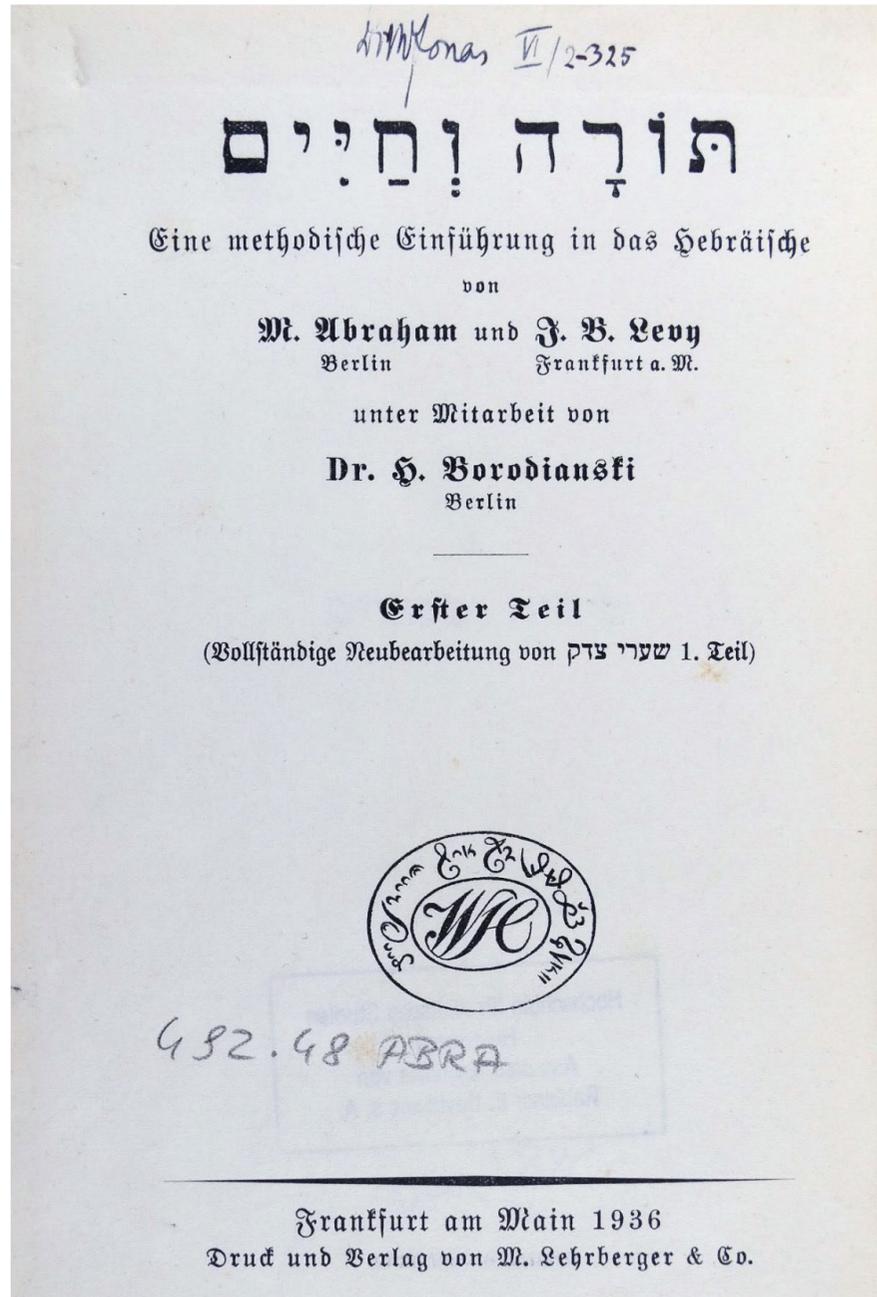
Die zweite Spielebene bietet den Jugendlichen, ausgehend von ihrer heutigen Lebenswelt, vielfältige Identifikationsmöglichkeiten. Indem in den Spielsituationen Alltagserfahrungen von Mobbing bis zu Rassismus oder Antisemitismus aufgegriffen werden, lernen sie, Muster und Formen von Ausgrenzung und Diskriminierung schon in ihren Anfängen zu erkennen und sich dem mutig entgegenzustellen – für eine offene, freiheitliche und demokratische Gesellschaft ohne Ausgrenzung anderer.

Die Autorin ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Geschichte des Jüdischen Volkes an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.



Wem gehören unsere Bücher?

RESTITUTION Seit 2019 betreibt die Hochschule Provenienzforschung und untersucht die Bestände ihrer Bibliothek nach NS-Raubgut



Ein Buch mit dem Besitzvermerk der Hamburger Ärztin Marie-Anna Jonas, geb. Levinsohn (1893 Fischhausen – 1944 Auschwitz); gemeinsam mit ihrem Ehemann Alberto Jonas und ihrer Tochter Esther wurde sie am 19. Juli 1942 nach Theresienstadt verschleppt. Das Buch versah sie mit ihrer Transportnummer VI/2-325. Wir konnten ihren Enkel ausfindig machen und ihm das Buch aushändigen.

VON PHILIPP ZSCHOMMLER

Das Bedürfnis nach einem »Zusammen« setzt meist die Wahrnehmung eines Zustands, eines bewussten »Auseinander« voraus. Diesem Konzept folgt auch die Provenienzforschung, sofern sie darauf abzielt, geraubtes Kulturgut den rechtmäßigen Eigentümerinnen und Eigentümern auszuhändigen. Während des Nationalsozialismus wurden nicht nur massenweise Bücher verbrannt, sondern auch gezielt Bibliotheken beraubt, die sich die Profiteure für ihre eigenen Zwecke nutzbar machten.

Vieles, was nach Kriegsende als Raubgut erkannt worden war, wurde restituiert oder treuhänderisch agierenden Organisationen übergeben – vieles ist aber noch im Umlauf, und die vor 80 Jahren geschaffenen Verhältnisse halten bis heute an. Um diesen Verhältnissen entgegenzuwirken, betreibt die Hochschule für Jüdische Studien seit 2019 Provenienzforschung. 40 Jahre nach Gründung der Hochschule haben wir begonnen, die Bestände in der Bibliothek nach NS-Raubgut zu untersuchen, und davon gibt es einiges, was vor allem auf die thematische Ausrichtung der Bücher zurückzuführen ist.

Hinweise auf überlebende Nachkommen

Vorrangig handelt es sich um Bücher, deren Besitzerinnen und Besitzer nach der Definition der Nationalsozialisten als jüdisch galten und die infolgedessen den Anspruch auf ihr Eigentum verloren hatten. Im Falle unserer Bibliothek gelangten die Bücher indirekt in den Bestand, also über Nachlässe oder antiquarische Ankäufe, was uns aber nicht davon befreit, sie pauschal als »herrenloses« Raubgut zu betrachten. Ganz im Gegenteil finden sich oftmals Hinweise auf überlebende Nachkommen und deren Familien, sodass wir imstande sind, Bücher zurückzugeben.

Gewiss resultieren aus der Provenienzforschung neben dem rein physischen Zusammenführen der Bücher mit ihren rechtmäßigen Eigentümerinnen und Eigentümern noch weitere Aspekte, die uns wichtig sind: die Rekonstruktion von Biografien der Verfolgten anhand der auffindbaren Quellen sowie der Austausch mit den Familienangehörigen beziehungsweise im institutionellen Bereich mit den Nachfolgeorganisationen.

Gerade die Zusammenarbeit mit den Angehörigen ist uns ein Anliegen, und unsere bisherigen Erfahrungen damit sind durchweg positiv. In manchen Fällen sind die Bücher die einzigen Objekte, die noch aus dem Besitz der Vorfahren existieren, und sind sie etwa noch mit einer handschriftlichen Notiz oder einer Widmung versehen, stellen sie für die Angehörigen einen für uns nicht messbaren Wert dar. Wir sind uns der Tatsache bewusst, dass die Bücher in erster Linie als Zeugnisse der Verfolgung angesehen werden können – viele von den bei uns untersuchten Büchern hatten nachweislich Deportierte auf dem Weg nach Theresienstadt in ihrem Gepäck oder stammen aus zwangsaufgelösten Haushalten. Da aber die Bücher größtenteils vor der Zeit der Verfolgung angeschafft wurden und in Gebrauch waren, sollen sie für uns auch Anlass sein, die Auseinandersetzung mit den Eigentümern nicht nur auf ihre Verfolgungsbiografie zu beschränken.

Der Autor ist Projektmitarbeiter im Bereich Provenienzforschung am Lehrstuhl Geschichte des Jüdischen Volkes der HfJS. Weitere Infos zum Projekt unter: www.hfjs.eu/Provenienzforschung

VON JESSICA HÖSEL

Wie reagieren Jüdinnen und Juden auf die Welle des Antisemitismus seit dem 7. Oktober 2023? Was hat sich im Alltag verändert? Im Januar führten wir im Rahmen eines Forschungsprojekts an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg 25 Gespräche zu diesem Thema. Dabei handelt es sich um eine Vergleichsstudie zu einer Befragung aus dem Jahr 2022 zum Thema Jüdische Lebenspraxis und Sichtbarkeit mit fast denselben Personen (46 Befragte). Wir mussten feststellen, dass das Vertrauen in die Gesellschaft aufs Äußerste erschüttert wurde. Die meisten verbergen ihre jüdische Identität noch öfter als schon zuvor. Einzelne geben an, nichts an ihrer Offenheit zu ändern.

Grundlegendes wird infrage gestellt

Die Stimmung zwischen der ersten und der zweiten Gesprächsrunde unterschied sich fundamental. In der zweiten Befragung dominierte ein Gefühl der Ratlosigkeit, Hoffnungslosigkeit, aber auch ein Ringen um neue Perspektiven. Die Gespräche verliefen intensiver und emotionaler. Es zeigte sich ein großes Bedürfnis nach Verständnis und Austausch. Grundlegendes wird infrage gestellt: der Freundeskreis, Deutschland als Heimat, Israel als Zufluchtsort, aber auch die globale Sicherheit.

Besonders jüngere Personen, die im ersten Gespräch zuversichtlich Nichtjuden an ihrer jüdischen Lebenspraxis teilhaben ließen, waren nach dem 7. Oktober wie ausgewechselt. Das Schweigen und die Empathielosigkeit ihrer Umgebung erschütterte sie genauso wie das eigene Erleben von Antisemitismus. Wo vorher noch Hoffnung war für eine Zukunft jüdischen Lebens in Europa und den USA, hat sich Resignation breitgemacht. Unter Tränen sagt Debora: »Zum ersten Mal habe ich Angst. Zum ersten Mal kann ich nicht mehr so ganz selbstbewusst auftreten. (...) Ich fühle mich hier nicht zu Hause und fühle mich nicht sicher. Ist kein schönes Gefühl.«

Zerbrechen von Freundschaften

Der Alltag von Jüdinnen und Juden ist noch massiver von Sicherheitsüberlegungen geprägt. Eine junge Mutter besucht die jüdische Gemeinde nicht mehr – aus Angst, auf dem Weg als Jüdin identifiziert zu werden. Ein Student, der in Israel geboren ist und dessen Familie aus der Ukraine stammt, verweist im Gespräch mit Unbekannten inzwischen lediglich auf die ukrainische Herkunft. Die Mutter einer schwangeren Tochter riet ihr davon ab, einen israelischen Namen für das Kind zu wählen. In der ersten Interviewreihe trug noch ein Viertel der Gesprächsteilnehmer jüdische Symbole sichtbar an der Kleidung. Heute ist nur noch eine Person äußerlich als jüdisch identifizierbar.

Propaganda und Judenhass in den sozialen Medien führten zum Zerbrechen von Freundschaften, wie bei Luisa: »Dieses Mal war richtig heftig (...), weil ich hatte ein paar Leute angeschrieben, bin in ganz furchtbare Diskussionen gekommen, wurde als »white supremacist« beschimpft von einer guten Bekannten, die ich jederzeit in mein Haus gelassen hätte, weil sie eine Freundin war.«

Viele schränkten ihr Nutzerverhalten ein und wägen nun ganz genau ab, was sie online berichten. Im persönlichen Gespräch werden Jüdinnen



Nach dem 7. Oktober 2023 war nur noch einer der Befragten äußerlich als jüdisch zu identifizieren.

Weiterhin sichtbar?

ANTISEMITISMUS Ein Forschungsprojekt widmet sich jüdischer Praxis. Die Befragung nach dem 7. Oktober zeigt Erschütterungen im Alltag

und Juden zu Stellungnahmen zu politischen Fragen gedrängt. Dies sind sehr schmerzhaft Erfahrungen, vor allem für diejenigen, die wegen ihrer Beziehungen zu Israel in tiefer Trauer sind, wie Uri: »Ich habe dauernd Angst, dass mir irgendetwas gleich passiert, dass irgendeiner in einem Gespräch mich zur Schau stellt, mich gleich fertigmachen wird.«

Hoffnung schenkt das Engagement in der interreligiösen Begegnung und in Dialogprojekten wie »Meet a Jew«, die die meisten nach wie vor als konstruktiven Beitrag zur Bekämpfung des

Antisemitismus bewerten. Aaron konstatiert: »Wenn so etwas passiert, darf man niemals passiv bleiben.« Dennoch zieht sich die Mehrheit in jüdische Kreise zurück. In der Gemeinschaft finden sie Hoffnung und Kraft und müssen sich nicht für ihre jüdische Identität rechtfertigen.

Die Autorin ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Geschichte des Jüdischen Volkes der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg. Weitere Informationen zum Projekt unter www.juedischleben.de

Foto: pevels cottonbro studio



Die Initiatoren: Rawan Osman, Lukas Stadler und David Lüllemann (v.l.)

Auf Arabisch gegen den Hass

SOCIAL MEDIA Die Plattform »arabs_ask« spricht junge Muslime an und möchte dem Antisemitismus ein Bildungsangebot entgegensetzen

VON LUKAS STADLER

Wissen Sie noch, womit Sie am Morgen des 7. Oktober 2023 beschäftigt waren, als die Medien die ersten Meldungen zum Überfall der Hamas auf Israel brachten? Ich erinnere mich, im Fitnesscenter gewesen zu sein, als ich auf dem Handy sah, wie Terroristen vor israelischen Panzern posierten und unter dem Jubel der Einwohnerschaft Gazas bis an die Zähne bewaffnet den Sperrwall durchbrachen, um auf der anderen Seite wahllos zu morden.

An diesem Vormittag, als die Nachrichten noch spärlich flossen, dachte ich, dass die schlagkräftigen israelischen Streitkräfte die Terroristen der Hamas gleich wieder zurückdrängen würden, damit diese nicht tiefer auf israelisches Gebiet vordringen können – eine Melange aus einem frommen Wunsch und einer Unterschätzung der operativen Fähigkeiten der Hamas.

Ich war schockiert, dass an verschiedenen Orten in Deutschland, darunter auch in der Hauptstadt Berlin, Menschengruppen dieses Massaker noch am 7. Oktober auf den Straßen feierten und als erfolgreichen Befreiungsversuch, als legitimen Widerstand, labelten und entsprechend bejubelten. Diese erschütternde, öffentlich sicht-

bare Zustimmung zu antisemitischem Terror kam aus der muslimischen und arabischsprachigen Community. Akademische Schützenhilfe bekommt diese antisemitische Interpretation nach wie vor von Teilen der angloamerikanischen Universitätslandschaft, wobei mit der Feministin Judith Butler hier nur die prominenteste Person genannt sei, die noch Anfang März Vergewaltigungen israelischer Frauen durch Terroristen infrage stellte.

Antisemitische Verschwörungstheorien

Sowohl aus den Reihen muslimisch-extremistischer Wortführer als auch aus den Reihen der akademischen Bildungselite sind zahlreiche Vertreter schnell zur Stelle, wenn es gilt, die »edle« Anwaltsrolle für die Zivilbevölkerung arabischer Länder einzunehmen, vorausgesetzt, es bietet sich an, die israelischen Streitkräfte zu verurteilen. Ist es beispielsweise das syrische Regime, das Frauen und Kinder ganz bewusst tötet, herrscht Totenstille auf deutschen Straßen und an amerikanischen Universitäten, da sich Israel schwerlich dafür verantwortlich machen lässt.

Ein paar Tage nach dem 7. Oktober saß ich gemeinsam mit meinen Freunden und Studienkollegen Rawan und David beim Abendessen, und

wir fragten uns, was wir tun können, um gegen den nun immer stärker grassierenden Antisemitismus vorzugehen. So machten schon kurze Zeit nach dem Massaker antisemitische Verschwörungstheorien einer angeblichen »false flag operation« der israelischen Armee im Netz die Runde. Rawan Osman, in Damaskus geboren, im Libanon aufgewachsen und seit zehn Jahren in Deutschland, hatte zu diesem Zeitpunkt bereits begonnen, auf ihrem privaten Instagram-Account kurze Statements hochzuladen. Sie teilte Solidaritätsbotschaften für Israel, zunächst auf Hebräisch und Englisch. David Lüllemann und ich haben im Laufe unseres Studiums immer wieder zu verschiedenen Themen den Antisemitismus betreffend gearbeitet. Während sich David zuletzt mit Antisemitismus im Internet beschäftigte, habe ich vor allem dargelegt, wie Antisemitismus und Antiamerikanismus in der deutschen Geschichte interagiert haben.

Junges arabischsprachiges Zielpublikum

Nachdem uns aber schnell bewusst geworden war, dass es vor allem Inhalte in arabischer Sprache sind, die ganz offen zu Hass gegen Israel und Juden aufrufen, reifte eine Idee: Warum sich auf Hebräisch solidarisch erklären? Warum die zumeist pro-israelischen Freunde und Bekannten im Netz darauf hinweisen, dass die Hamas gefährlich ist? Die positiven Reaktionen sind zwar erfreulich, aber viel gewonnen ist damit nicht. Wäre es nicht viel effektiver, ein anderes Publikum ins Auge zu fassen, das unsere Meinung nicht teilt? Wäre es nicht eine größere Herausforderung, den von Al Jazeera und islamistischen Influencern verbreiteten Narrativen und deren antisemitischem Grundtenor entgegenzutreten?

Sollte man das wagen, wäre es auch von Vorteil, deren Sprache zu sprechen: Arabisch. Die Idee eines Bildungsangebots zur Antisemitismusprävention in arabischer Sprache war geboren. Wir setzten uns das ehrgeizige Ziel, ein junges arabischsprachiges Publikum in Deutschland und Europa anzusprechen. Dieses wollen wir mit kurzen, attraktiv gestalteten Erklärvideos auf Plattformen wie Instagram und TikTok erreichen. Alle unsere Clips sind zudem auf Englisch untertitelt, sodass sie auch diejenigen verstehen, die kein Arabisch können.

Humanistisches Gegenarrativ

Mit diesen Videos wollen wir Fragen aufwerfen, Hintergründe beleuchten und generell über Antisemitismus aufklären – mit anderen Worten: ein humanistisches und auf dem Boden des Grundgesetzes stehendes Gegenarrativ zu extremistischen Inhalten schaffen. So haben wir beispielsweise dargelegt, dass auch viele arabische Israelis muslimischen Glaubens unter den Opfern des 7. Oktober waren, was so gar nicht in gewisse extremistische Narrative passt. Außerdem wollen wir auch Hintergrundwissen vermitteln, so zum Beispiel, wie Juden im Koran dargestellt werden und welche Rolle Jerusalem in der Heiligen Schrift der Muslime spielt.

Wir haben uns bewusst dazu entschieden, jugendliche und junge Erwachsene als Zielpublikum anzusprechen, da deren Weltbild noch nicht so gefestigt ist wie bei Menschen höheren Alters und sie mehr Zeit im Netz verbringen. Ein klassisches Bildungsangebot über die Schulen würde in manchen gesellschaftlichen Milieus als staatliche Bevormundung misstrauisch beäugt werden,

weswegen wir uns jung und aktivistisch präsentieren wollen.

Rawan Osman bringt die sprachliche Expertise mit. Als Studentin der Jüdischen Studien und der Islamwissenschaften hat sie außerdem einen guten Einblick in den Nahostkonflikt. Ihr spontan entdecktes Talent als Influencerin macht sie zum Gesicht von arabs_ask, wie wir unser Projekt so gleich genannt haben. Das Team bringt somit die nötige Ausbildung und Expertise für das Projekt mit. Das sahen auch unsere Unterstützer: Die Förderungen von staatlichen und privaten Unterstützern ermöglichten es uns, erste Videos hochzuladen.

Der Start verlief erfolgreich, und wir beginnen, unsere Zielgruppe zu erreichen. Dass das nicht in allen Kreisen auf Gegenliebe stoßen wird, war zu erwarten, aber die hohe Zahl von Hasskommentaren, die Rawan erhält, hat uns überrascht. Deswegen stehen wir auch schon im Kontakt mit der Kriminalpolizei, der wir Morddrohungen

gen und Vergewaltigungsfantasien zur Anzeige bringen.

Dieser Hass verdeutlicht uns – auf erschreckende Weise – aber auch, dass arabs_ask die jüdischen und akademischen Bubbles verlassen hat und sogar in extremistische Kreise vordringen konnte. Unser Ziel ist nun, im Social Media Content der arabischsprachigen Community in Deutschland und Europa dauerhaft präsent zu sein. Wir hoffen, dass wir eine langfristige Finanzierung sichern können, da ein solches Projekt nur mit mehrjähriger Laufzeit nachhaltig wirken kann. Unser nächster Schritt besteht darin, dauerhafte Finanzierungsquellen zu erschließen, um die Diskurshegemonie im Netz nicht antisemitischen Extremisten zu überlassen.

Der Autor ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Ignatz-Bubis-Stiftungslehrstuhl für Geschichte, Religion und Kultur des europäischen Judentums der HfJS.



Alle Clips sind auf Englisch untertitelt, sodass sie auch diejenigen verstehen, die kein Arabisch können.

Ihr spontan entdecktes Talent als Influencerin machte Rawan Osman zum Gesicht von arabs_ask.

Eine Uni als Safe(r) Space

STUDIENDENVERTRETUNG Seit dem 7. Oktober hat sich alles verändert. Wir halten am Austausch innerhalb einer diversen Gemeinschaft fest



Foto: Jonathan Mattukat

VON IDA BRAUN UND LIZA CEMIEL

Wie wohl die ganze jüdische Welt steht auch die Hochschule für Jüdische Studien in den letzten Monaten unter dem bleibenden Eindruck des 7. Oktober 2023. Dementsprechend haben sich auch die Tätigkeiten der Studierendenvertretung verändert und verschoben. Wenn wir uns in den letzten zweieinhalb beziehungsweise eineinhalb Jahren, seit wir jeweils Teil der Studierendenvertretung sind, häufig dem Austausch mit dem Studierendenrat gewidmet oder uns mit Problemen mit der Studierendenadministration an der Universität beschäftigt haben und – wenn es Corona und unsere eigenen Möglichkeiten zuließen – damit, eine Veranstaltung pro Semester für unsere Studierenden zu planen, so sah das in den vergangenen Monaten ganz anders aus.

Der Einsatz für mehr Sicherheitspersonal an der Hochschule, das Planen eines Safe(r) Space zum Austausch für Menschen an der und um die Hochschule, die in irgendeiner Weise von den Geschehnissen des 7. Oktober betroffen waren und sind, die Veranstaltung eines Antisemitismus-Trainings und einer Diskussionsveranstaltung, die noch im Oktober stattfand, die Vernetzung mit jüdischen und nichtjüdischen solidarischen Gruppen und Akteuren aus der Region, ein Austausch mit dem städtischen Amt für Chancengleichheit zum Thema Antisemitismus und Antisemitismusprävention in Heidelberg und noch

so vieles mehr waren Aufgaben, die der eine oder die andere von uns in den vergangenen Monaten angegangen ist. Unsere traditionelle Chanukkafeier konnten wir trotzdem verwirklichen.

Wir sind eine kleine Bubble

Aber wie fühlt es sich an, nach dem 7. Oktober hier zu studieren? Einerseits überwog gerade am Anfang für mich persönlich (Ida) die Unsicherheit. Wie exponiert sind wir als Institution? Sind wir sicher genug? Und als Studierendenvertretung fragten wir uns auch: Wie sicher fühlen sich unsere Kommilitoninnen und Kommilitonen? Wie sicher fühlen wir uns hier im Haus? Wie sicher fühlen wir uns in unserem Miteinander? Die Hochschule versammelt eine kleine, diverse Gemeinschaft von Menschen, deren Einstimmigkeit in Bezug auf das Existenzrecht Israels sehr viel größer zu sein scheint, als dies außerhalb der HfJS gegeben ist. Darüber hinaus herrscht aber natürlich nicht immer Einigkeit.

Die Kombination dieser grundsätzlichen Unsicherheit, der Angst und des gleichzeitigen Vertrauens in unsere sichere Bubble ist besonders für mich (Liza) immer wieder verwirrend. Wir tendieren dazu, zwei extreme Seiten des Spektrums zu sehen. Die vielen offenen Fragen, auf die es keine Antworten gibt, können einen verrückt machen. Obwohl wir an einem solch sicheren, geborgenen Ort mit unterstützenden Menschen sind, kann die Angst vor einem Angriff auf un-

sere Institution oder ihre Mitglieder sehr einschüchternd wirken. Ständig über den Verbleib der Geiseln und den Deal, der einfach nicht zustande kommen will, nachzudenken, ist besorgniserregend. Gleichzeitig unsere akademische Karriere und unser Wohlbefinden nicht zu vergessen, ist eine Herausforderung. All das zusammengekommen, fühlen wir uns privilegiert, an der HfJS zu studieren, an einem Ort, an dem wir gemeinsam trauern können, unsere Sorgen teilen dürfen und wo wir, vor allem anderen, nicht erklären müssen, warum wir uns bedroht fühlen und uns große Sorgen machen.

Die HfJS ist für einige von uns in den letzten Monaten zu einem Ort geworden, der sich zumindest in einigen Aspekten sicher anfühlt im Vergleich zu anderen universitären Räumen, aus welchen jüdische Studierende erschreckende Erlebnisse berichten. Innerhalb der Hochschule können jüdische Symbole und Artikel mit Verweisen auf jüdische Organisationen ohne Angst noch getragen werden, im Gegensatz zu den meisten anderen öffentlichen Orten. Und gleichzeitig ist auch hier das Level an Nuancierung, mit welchem man sich zur Situation äußert, immer wieder ein schwieriger Aushandlungsprozess.

Die letzten Monate waren nervenaufreibend, verwirrend und anstrengend. Wir neigen dazu, uns auf die Extreme zu fokussieren. Aber so wie der Titel dieser Ausgabe »Gemeinsam« lautet, so wünschen wir uns, trotz aller Brüche an einem festhalten zu können: an unserem Zusammenhalt. Als Jüdinnen und Juden verschiedenen Alters, unterschiedlicher kultureller Hintergründe, diverser Sprachen und trotz zum Teil sehr unterschiedlicher politischer Meinungen sind wir alle mit Diskriminierung konfrontiert, und diese nimmt in akademischen Institutionen und in der deutschen und internationalen Gesellschaft unterschiedliche Formen an.

Raum des Austauschs

Trotz all dieser Unterschiede brauchen wir eine Balance zwischen der Anerkennung dieser Unterschiede und unserer grundlegenden Gemeinsamkeit, jüdisch zu sein, und müssen immer wieder danach streben, sie zu finden. Darüber hinaus lässt sich dies auch weiter ausdehnen. Nicht nur innerhalb der Gesellschaft, sondern auch an der Hochschule sind wir (als differenzierte jüdische Community) Teil einer diversen Gemeinschaft, die auch aus christlichen, muslimischen, atheistischen und weiteren Menschen besteht, aus Deutschen und Nicht-Deutschen, aus verschiedensten Generationen und aus Personen mit den unterschiedlichsten politischen Ansichten.

Für kaum jemanden von uns ist es immer leicht, über die aktuellen Geschehnisse zu sprechen – aufgrund unserer Unterschiede und auch, weil die beherrschenden Thematiken seit dem 7. Oktober emotional so unheimlich schwer sind. Die Leidenschaft, mit der wir uns hier gemeinsam mit Judentum, jüdischer Geschichte, Religion und Philosophie, jüdischen Sprachen, jüdischer Literatur und Kultur auseinandersetzen, ist ungebrochen und soll es auch bleiben, genauso, wie wir uns wünschen, dass die HfJS ein Raum des Austauschs und gegenseitiger Unterstützung sein kann. Nur dass alles ein bisschen an Schwere verlieren darf in der kommenden Zeit, darauf hoffen wir.

Die Autorinnen engagieren sich in der Studierendenvertretung der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.



Unterstützung für die Kampagne »Believe Israeli Women«: Auch die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg steht unter dem bleibenden Eindruck des 7. Oktober.

Wir fühlen uns privilegiert, an einem Ort zu studieren, wo wir unsere Sorgen teilen dürfen und nicht erklären müssen, warum wir uns bedroht fühlen.

Starker Sommer

PROGRAMM Eine Auswahl von Seminaren und Vorlesungen des laufenden Sommersemesters 2024

Anarchistische jiddische Literatur Anarchist Yiddish Literature

Dozentin Dr. Magdalena Vinco

Das Seminar widmet sich der anarchistischen jiddischen Literatur in ihrer ganzen Breite, sowohl hinsichtlich des anarchistischen Spektrums als auch der literarischen Genres. Die Teilnehmenden besprechen nicht nur Lyrik der dem Anarchismus nahestehenden jiddischen Dichter Nordamerikas, darunter Werke von Yankev Glatsteyn, Moyshe-Leyb Halpern, Naftoli Gross und Anna Margolin, sondern behandeln auch den russisch-jüdischen Schriftsteller Peretz Markish und analysieren darüber hinaus Artikel der anarchistischen jiddischen Zeitung »Fraye arbeter shtime« und der jiddisch-hebräischen Zeitung »Problemen/Problemot«, die bis 1991 erschien.

Sprach- und Textentwicklung in der Hebräischen Bibel

Linguistic and Textual Development in the Hebrew Bible

Dozent Prof. Dr. Viktor Golinetz

Die diachrone sprachliche Entwicklung der hebräischen Sprache in ihren verschiedenen Epochen hat viele Spuren in den Textzeugen der hebräischen Bibel hinterlassen. Ziel des Kurses ist es, zu untersuchen, wie sich die Entwicklung der Sprache in den Texten widerspiegelt und wie bestimmte textliche Veränderungen mit dem Gebrauch grammatischer Formen zusammenhängen.

Martin Buber and Franz Rosenzweig.

Dialogical thinking in modern Jewish thought

Dozentin Gastprof. Dr. Silvia Richter

»Alles wirkliche Leben ist Begegnung« – dieses berühmte Zitat aus *Ich und Du* (1923) trifft den Kern der Philosophie von Martin Buber (1878–1965), die von seinem Ansatz des dialogischen Denkens geprägt ist. Ziel des Seminars ist es, die Studierenden in Bubers reiche Gedankenwelt und seine Ansichten über Philosophie, Pädagogik, Chassidismus und die politische Situation in Palästina und Israel einzuführen. Zum anderen wird sich das Seminar mit einem der engsten Weggefährten Bubers befassen: Franz Rosenzweig (1886–1929), dessen »Neues Denken« Buber tiefgreifend beeinflusst hat. Das Seminar wird die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Denkern herausarbeiten und im Lichte der neuen Forschungsliteratur gemeinsam erkunden.

Krieg und Militär in der israelischen Geschichte

War and Military in Israeli History

Dozent Prof. Dr. Johannes Becke

Der israelische Krieg gegen die Hamas seit 2023 markiert eine Zäsur in der israelischen Geschichte – und fügt sich gleichzeitig ein in eine lange

Konfliktgeschichte. Anhand von ausgewählten hebräischen Primärquellen und der einschlägigen Sekundärliteratur bietet das Proseminar eine Einführung in die Bedeutung von Krieg und Militär in der israelischen Geschichte: Welche Rolle spielt die Erinnerung an die zionistischen Milizen der Mandatszeit? Wie wird das Militär durch staatliche Institutionen überwacht? Wie funktioniert die israelische Militärverwaltung in den besetzten Gebieten – und wie wurde die israelische Gesellschaft durch viele Jahrzehnte des fortwährenden Konfliktes geprägt?

Judeo-Arabische Dialekttexte aus Iskenderun (Türkei)

Judeo-Arabic dialect texts from Iskenderun (Turkey)

Dozent Prof. Dr. Werner Arnold

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts wurde in der Stadt Iskenderun noch ein judeo-arabischer Stadtdialekt gesprochen, der sich deutlich von den Dialekten der Christen und Alawiten unterschied. Gelesen werden bisher unveröffentlichte Texte über das Leben der jüdischen Gemeinde, über ihre Feste, Sitten und Gebräuche und über ihre Emigration aus Iskenderun.

Jewish Education: Theory and Practice

Dozent Gastprof. Dr. Joshua Krug

What is Jewish education – and according to whom? How and where is Jewish education practiced – and how and where might Jewish education be practiced? This course will give students theoretical, methodological, and practical foundations concerning questions at the heart of contemporary Jewish education research and application. The course will introduce students to a variety of methodologies for exploring salient dynamics in global Jewish education. While the course will begin with a deep dive into theory as well as history, the course will primarily focus on contemporary phenomena and the so-called field.

Judenfeindschaft und Antisemitismus. Kontinuitäten und Kontexte von der Antike bis zur Gegenwart

Hostility towards Jews and Antisemitism. Continuities and contexts from Antiquity to the Present

Dozenten Prof. Dr. Johannes Becke Prof. Dr. Johannes Heil

Das Hamas-Massaker an israelischen Zivilisten vom 7. Oktober 2023 und die darauffolgende weltweite Welle von antisemitischen Ausschreitungen machen deutlich, dass Judenfeindschaft in vielen Milieus fest verankert ist – im Rechts-Extremismus, im Linksextremismus, im Islamismus und tief hinein bis in die Mitte der Gesellschaft. Aber wie können wir dieses Phänomen kritisch analysieren – und wie hat sich Judenfeindschaft von der Antike bis in die Gegenwart verändert? Zeugnisse für Judenfeindschaft gibt

es seit frühester Zeit, das Buch Exodus und das Buch Esther erzählen davon, Manetho, Tacitus und Juvenal schreiben über sie – unter anderen. Das Seminar beschäftigt sich im Langzeitblick mit religiösen, kulturellen, politischen und sozio-ökonomischen Bedingungen feindseliger Einstellungen gegen Juden, insbesondere mit der Frage, welche Juden da jeweils gemeint sind, was ihnen zugeschrieben wird und welche Antriebskräfte sich hinter solchen Konstruktionen von Alterität ausmachen lassen. Ziel des Seminars ist, auf der Basis dichter Lesung der Quellen und mit Blick auf mediale Bedingungen einst und heute der Frage nach dem Verhältnis von Kontinuitäten und situativen Besonderheiten judenfeindlicher Artikulationen in Wort, Bild und Tat nachzugehen. Das Seminar bietet einen Einblick in das Forschungsfeld der Antisemitismus-Studien und soll durch vertiefte Kenntnis geschichtlicher Umstände dazu befähigen, mit heutigen Erscheinungsformen von Judenfeindschaft umzugehen – vom religiösen Antijudaismus in christlichen und muslimischen Kreisen bis hin zum israel-bezogenen Antisemitismus der progressiven Linken. Neben europäischen Fallstudien (wie der Vernichtungsideologie des Nationalsozialismus) soll dabei die globale Dimension des Phänomens betont werden, nicht zuletzt durch einen Schwerpunkt auf Antisemitismus im Globalen Süden.

Sprachcafé – Gesellschaft und Kultur in Israel

Language Café – Society and culture in Israel

Dozent Tal Cohen (M.A.)

Die Lehrveranstaltung baut auf den Kenntnissen aus den regulären Hebräischkursen auf und sieht sich als Ergänzung zu diesen. Sie diskutiert anhand israelischer und jüdischer Filme und ihrer Interpretierten Themen wie Gesellschaft und Geschichte. Exemplarisch werden wir dabei verschiedene »Edot«, Feiertage und Musikstile innerhalb der israelischen Kultur kennenlernen.

Zwischen Vertreibungen und rechtlicher Gleichstellung: Jüdische Geschichte in der Frühen Neuzeit in globaler Perspektive

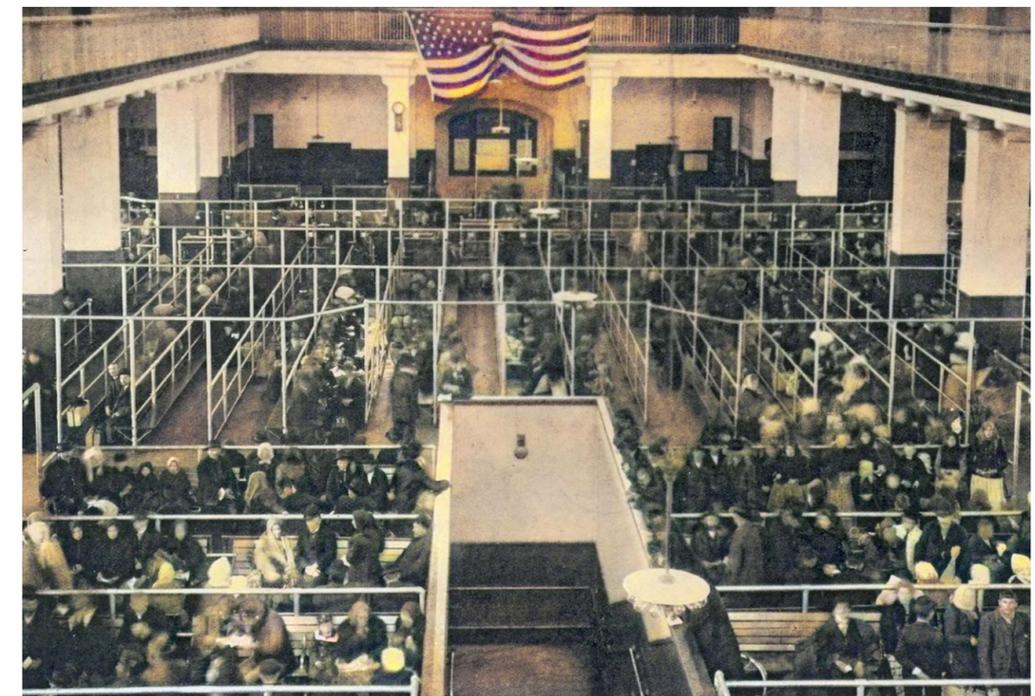
Between Expulsions and Legal Equality: Jewish History in the Early Modern Period in a Global Perspective

Dozentin Rabb. Prof. Dr. Birgit Klein

Die Vorlesung widmet sich jüdischer Geschichte und Kultur von der Vertreibung der Juden aus Spanien (1492) bis zu den ersten Prozessen jüdischer Emanzipation Ende des 18. Jahrhunderts. Interne Entwicklungen (Gemeindestrukturen, Messianismus, Chassidismus) wie äußere Rahmenbedingungen (rechtliche Vorgaben, Vertreibungen und Wiederzulassungen, Beziehungen zur nichtjüdischen Gesellschaft und Kultur) werden in einer globalen Perspektive gleichermaßen berücksichtigt.

Frösche und Werwölfe

LEHRE Juden auf Wanderschaft und Literatur des Älteren Jiddisch – erste gemeinsame Online-Oberseminare der HfJS und der Bar-Ilan-Universität in Ramat Gan



Einwanderer in der großen Versammlungshalle auf Ellis Island, New York, 1911

VON ROLAND GRUSCHKA

Erstmals kooperierte der Lehrstuhl für Jüdische Literaturen der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg mit dem Department for Literature of the Jewish People der Bar-Ilan-Universität in Ramat Gan. Claudia Rosenzweig-Kupfer von der Bar-Ilan-Universität und ich boten den Studierenden im Wintersemester 2023/24 zwei Oberseminare als Pilotveranstaltungen an. Aufgrund der schwierigen Umstände wurden beide Lehrveranstaltungen online gehalten.

Mit Werwölfen und sprechenden Fröschen in der älteren jiddischen Literatur beschäftigten sich die Studierenden und Doktoranden bei Rosenzweig-Kupfer, während sie in meiner Lehrveranstaltung über die Darstellung jüdischer Migrationsbewegungen in den modernen jüdischen Literaturen diskutierten und sich in wenig erforschte Genres der jiddischen Reiseliteratur vertieften.

Außer den Fröschen behandelte Rosenzweig-Kupfer Themen wie die Geschichte der altjü-

dischen Sprache und Kultur, aschkenasische Zweisprachigkeit und vor allem Beispiele für Geschichten verschiedener Art, wie hagiografische Erzählungen und Märchen.

Jüdisches Leben in der Diaspora war im 19. und frühen 20. Jahrhundert durch Phasen intensiver Mobilität und weitläufiger Migration bestimmt, freiwilliger und erzwungener. Untrennbar damit

verbunden war auch das Reisen, das im 20. Jahrhundert von Intellektuellen allgemein zunehmend als Selbstzweck begriffen wurde. Wenig überraschend stellen Migration und Reisen ein wiederkehrendes Motiv in den modernen jüdischen Literaturen dar.

Entsprechend vielfältig gestaltete sich die Kurslektüre in meinem Seminar, zu der zum Beispiel neben Reiseimpressionen von einer statistischen Expedition des jiddischen Klassikers I.L. Peretz (1852–1915) in südpolnische Shtetl oder Joseph Roths bekannter Sammlung essayistischer Reportagen über »Juden auf Wanderschaft« auch die unvollendet gebliebene Erzählung »Mottel Pejssi dem chasns« (Mottel, der Sohn des Kantors Pejssi) des jiddischen Klassikers Scholem Alejchem (1859–1916) gehörte. Die positiven Rückmeldungen der Teilnehmenden bestärkten beide Institutionen in ihrem Entschluss, ihre Lehrkooperation fortzusetzen.



Quelle der jiddischen Literatur: das Mayse-bukh

Der Autor ist Professor für Jüdische Literaturen an der HfJS.

Von Büchern und Menschen

BIBLIOTHEK Das Herzstück der Universität ist wie ein lebendiges Organ – persönlicher Erfahrungsbericht eines Bufdis



Foto: Dorothe Sommer



Foto: Marco Limberg

»Wir räumen nicht nur den ganzen Tag Bücher hin und her oder versenden Mahnungen wegen überzogener Ausleihfristen.« Unser Autor hat tiefe Einblicke in die Arbeit einer

Bibliothek gewonnen.

VON BOSSE GREINER

Die Bibliothek gilt als das Herzstück einer Universität oder einer Hochschule; sind wir Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter also das Blut, die Herzmuskeln, die Herzklappen oder doch die Arterien? Keine Sorge, das Phrasengewitter zieht weiter, und dieser Artikel soll auch nicht gefüllt werden mit Floskeln, sondern unseren Alltag als Bibliotheksteam in der Bibliothek Albert Einstein der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg darstellen.

»Ruhe bitte, das ist eine Bibliothek!« zu sagen, ist dabei nur ein kleiner Teil der Arbeit. Wir räumen auch nicht nur den ganzen Tag Bücher hin und her oder versenden Mahnungen wegen überzogener Ausleihfristen, sondern machen durchaus ein bisschen mehr. Beispielsweise helfen wir bei der Literaturrecherche, was zum Teil sehr anstrengend, mühselig und manchmal auch kurios sein kann und oft mehr als eine Person zum Verzweifeln bringt, wenn zum Beispiel »eine spezielle Version eines Buches aus dem

Jahre 1116 auf Hebräisch mit goldenem Einband und einem Autogramm des Autors« gewünscht wird. Außerdem katalogisieren, inventarisieren und signieren wir neue Bücher, damit diese in der Bibliothek benutzt werden können. Des Weiteren helfen wir immer wieder gern den Benutzern, bestimmte Bücher innerhalb der Bibliothek zu finden.

Familiärer Charakter

Der familiäre Charakter der Hochschule ist für die Bibliothek wichtig. Nach einiger Zeit kennt man seine Stammkunden, und es wandelt sich vom einfachen »Guten Morgen« oder »Hallo« zu kurzen Gesprächen und Fachsimeleien, natürlich im Flüsterton, es ist ja immerhin eine Bibliothek.

Wir beschäftigen uns auch mit den Inhalten der Bücher, um den Nutzern bestmöglich weiterzuhelfen. Am liebsten mit Kinderbüchern, da diese mehr Bilder als Text haben, einfach zu lesen sind und es gleichzeitig ermöglichen, et-

was zu lernen. Wir lernen jedoch nicht nur aus Büchern, sondern vor allem voneinander. Alle von uns bringen verschiedene Erfahrungen aus verschiedenen Bereichen mit, seien es die Katalogisierungsregeln, die von den Preußischen Instruktionen bis hin zum heutigen Resource Description and Access reichen, oder die Hebräisch- und Jiddischkenntnisse, die den anderen Bibliotheksmitarbeiterinnen und -mitarbeitern in Crashkursen beigebracht werden. Computerkenntnisse, ein Repertoire an Tastenkombinationen oder Origami-Fähigkeiten, die die Bindung zum Papier stärken sollen und nebenbei auch für eine nette Deko des Tresens sorgen. Die Arbeit im Team ist wichtig, um die genannten Aufgaben bestmöglich bewerkstelligen zu können, die Abläufe in der Bibliothek zu optimieren und vor allem die Freude nicht zu verlieren.

Ein halbes Jahr Bufdi und ein Sinneswandel

Nach meinem Abitur letztes Jahr stellte sich mir die Frage, wie es nun weitergeht. Ich entdeckte

zufällig auf einer Internetseite, dass auch die Bibliothek der Hochschule für Jüdische Studien Bundesfreiwilligendienststellen anbietet, und bewarb mich.

Zuerst hatte ich auch das Klischeebild einer vergilbten, alten Bibliothek im Kopf, welches sich nach einem halben Jahr aber stark gewandelt hat zu dem Bild eines lebendigen Organs. Sowohl die vielen verschiedenen Themen und Aufgaben in der Bibliothek als auch – und vor allem – die zwischenmenschlichen Kontakte zu den Studentinnen und Studenten, Benutzern und zu den anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern innerhalb und außerhalb der Bibliothek haben zu meinem Sinneswandel beigetragen.

So lautet mein Zwischenfazit nach fast einem Jahr Bufdi in der Bibliothek: Teamwork ist nicht nur persönlich wertvoll und bereichernd, es lässt auch das Herz der Hochschule höherschlagen.

Der Autor ist Bundesfreiwilligendienstleister an der Bibliothek der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.

Diskussion über »Justizreform«

An der HfJS gibt es ein Forum für den Vergleich der Rechtsdiskurse von drei Religionen

Bereits 2015 wurde das Forum für den Vergleich der Rechtsdiskurse der Religionen gegründet. Dessen Ziel ist es, wissenschaftliche Gespräche zu Grundfragen der unterschiedlichen Rechtstraditionen zu fördern und vergleichende Perspektiven zu ermöglichen. Geleitet wird das Forum von Vertreterinnen und Vertretern der drei monotheistischen Religionen: Islam, Christentum und Judentum.

Gerade das Thema des letzten Treffens im Jahr 2023 traf einen Nerv. Die interne Sicht und Positionierung von Religion in Bezug auf weltliche und politische Macht knüpfte an den aktuellen Bezugsrahmen in Israel an.

Dort gingen die Menschen gegen die geplanten sogenannten Justizreformen auf die Straße, bewies sich Israel über ein ganzes Jahr hinweg als »wehrhafte Demokratie«, die Relevanz und Gefahr war spürbar aktuell. Die demokratiegefährdende Maßnahme der Justizreform zeigte einen Versuch, den Grundsatz der politischen Gewaltenteilung durch die radikale Schwächung der judikativen Instanz zu brechen.

Im Forum wurde erläutert, dass die Zukunft Israels auch davon abhängt, welche Interpretation der rechtlichen Definition als jüdisch-demokratischer Staat sich im gesellschaftlichen, politischen und rechtlichen Diskurs durchsetzt. In dieser Hinsicht ist es von Bedeutung, die jüdische Tradition auf darin befindliche demokratische Ansätze zu befragen. Was kann aus dieser Tradition für die Idee der Gewaltenteilung gewonnen werden?

Ronen Reichman

Der Autor ist Professor für Talmud, Codices und Rabbinische Literatur an der HfJS.



Foto: Lydia Bergida

Bei einer Demonstration gegen die »Justizreform« in Israel im Oktober 2023 in Tel Aviv

» Wir helfen bei der Literaturrecherche. Und wir katalogisieren, inventarisieren und signieren neue Bücher.

»Blut ist ein ganz

INTERDISZIPLINARITÄT Die Hochschule für Jüdische Studien kooperiert

VON BIRGIT KLEIN

Im April 2022 bewarb ich mich um ein Fellowship am Marsilius-Kolleg der Universität Heidelberg, einer Forschungseinrichtung, die den interdisziplinären Austausch zwischen unterschiedlichen Fachgebieten und Wissenschaftskulturen organisiert. Daher können sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler um ein Fellowship nur als Team bewerben, wobei ein Mitglied aus den Natur-, Lebens- und Ingenieurwissenschaften und eines aus den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften kommen muss.

Ermuntert zur Bewerbung hatte mich der Hämatologe und Onkologe Michael Schmitt, W3-Professor für Zelluläre Immuntherapie (Siebeneicher-Stiftungsprofessur) an der Universität Heidelberg und zugleich Vorsitzender des Freundeskreises der Hochschule. Da Schmitt in der Krebstherapie gentechnisch veränderte Blutzellen (Lymphozyten) einsetzt, lag es nahe, dass sich auch unsere gemeinsamen Forschungen am Marsilius-Kolleg um Blut drehen würden: »Blut ist ein ganz besonderer Saft!« – Medizinische, historische und ethisch-religiöse Betrachtungen aus Sicht des Judentums«. Bei der Bewerbung war uns beiden schon bewusst, dass wir uns auf ein sehr komplexes Thema einließen. So wird Blut in der Tora, dem Pentateuch, als Träger

entfaltete der »Trienter Judenprozess« von 1475, der sich der gerade entwickelten Drucktechnik bediente, um vor allem bildlich eine bis dahin ungekannte mediale antijüdische Propaganda zu entfachen. Eine Abbildung in der *Schedelschen Weltchronik* von 1493 will zeigen, wie die Trienter Juden angeblich ihrem Opfer, dem kleinen Simon, das Blut entnommen hätten. Kein Wunder also, dass auch die »Ritualmord-Nummer« der nationalsozialistischen Propagandazeitschrift »Der Stürmer« diese Abbildung auf ihrem Titelblatt verwendete. Doch auch heute findet sich im Internet eine Vielzahl von Websites, die sehr illustrativ und offen antisemitisch Juden einen rituellen »mörderischen« Umgang mit Blut unterstellen und dabei explizit den mittelalterlichen Ritualmordvorwurf aufgreifen.

Rezept für ein Heilmittel?

Daher besteht auch bei wissenschaftlichen Publikationen zur Verwendung von Blut in einem jüdischen Kontext die Gefahr, dass sie antisemitisch instrumentalisiert werden. Dieser potenzielle antisemitische Missbrauch ließ mich danach fragen, wie ich über die Verwendung von tierischem und vor allem menschlichem Blut als Heilmittel in einem jüdischen Kontext for-

Auch wenn drei der vier Namen auf Hebräisch leicht verschrieben sind, lassen sie sich doch auf die Namen der Heiligen Drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar zurückführen und daher eine christliche Provenienz dieses Rezepts vermuten. Dieses

besonderer Saft!«

mit Hämatologen – und hilft, antisemitische Stereotype zu entkräften

Beispiel demonstriert somit eindrücklich, dass die Rezepte der jüdischen Arzneibücher sich nicht grundsätzlich von denen christlicher unterscheiden. Das beinhaltet auch die Verwendung von Blut als Heilmittel und dies gerade auch des-

halb, weil sie offenkundig auch christliche Rezepte übernommen hatten. Folglich spräche nichts dagegen, auch jüdische Rezepte zu Blut als Heilmittel zu erforschen und das Ergebnis zu publizieren, wäre da nicht der Antisemitismus.

Neue Forschungsfelder

Während meines Forschungsaufenthalts in Jerusalem im April 2023 erfuhr ich vom Vortrag des römischen Oberrabbiners und Arztes Riccardo Di Segni über »Genes, Genius, and

tisch instrumentalisiere, entlarve sich selbst als Antisemit, so das Fazit.

Meine dank der Fellowship begonnenen Forschungen haben mir neue Forschungsfelder erschlossen. Ohne die Kooperation mit einem Hämatologen und gemeinsam als Team hätte ich mich niemals derart intensiv auf die Suche nach vormodernen jüdischen Traditionen zu Blut als Heilmittel begeben. Künftig werde ich hebräische Sammelhandschriften von Heilmitteln auf ihre Tradentenkreise und Netzwerke der Expertinnen und Experten, hebräische Nachlassinventare mit Bücherlisten



Fremdblut wurde im 18. Jahrhundert bei der Beschneidung zur Blutungsstillung verwendet – natürlich »unschuldig« gewonnen etwa durch Aderlass.

Blood in Ashkenazi Communities«, gehalten auf einer Konferenz an der Universität Pisa im Januar 2023. Di Segni hatte gleichfalls die jüdischen Arzneibücher des 18. Jahrhunderts gelesen und bestätigte nun als Arzt aus medizinischer Sicht ihre Empfehlung, menschliches Fremdblut zur Blutungsstillung nach der Beschneidung zu verwenden, indem er auf neue genetische Untersuchungen verwies. Danach sind acht bis zehn Prozent der aschkenasischen Jüdinnen und Juden mitteleuropäischer Herkunft heterozygote Trägerinnen und Träger für Hämophilie. Von dieser Störung der Blutgerinnung wusste man anscheinend bereits in der Vormoderne, weswegen Fremdblut zur Blutungsstillung bei der Beschneidung verwendet wurde, selbstverständlich »unschuldig« gewonnen, etwa infolge des Aderlasses. Auf zwei internationalen Konferenzen (European Academy of Religion, St. Andrews/UK, im Juni 2023; European Association of Jewish Studies in Frankfurt/Main im Juli 2023) bestärkten mich die Zuhörerinnen und Zuhörer meiner Vorträge darin, meine Forschungen zu publizieren, da ansonsten Antisemiten den alten Vorwurf vorbringen könnten, angeblich »heikle« jüdische Praktiken würden geheim gehalten. Wer aber meine Forschungsergebnisse zu Blut als Heilmittel als »heikel« betrachte und antisemi-

auf das Vorkommen und die Verbreitung von jüdischen Arzneibüchern, Handschriften von jüdischen wie christlichen Arzneibüchern sowie medizinische Sammelhandschriften daraufhin untersuchen, inwiefern sie Rezepte der jeweils anderen Tradition überliefern.

Hebräische Amulette

Denn wie die ersten Ergebnisse zeigen, enthalten jüdische Rezepte nicht nur christliche Traditionen, wie das hebräische Amulett mit den Namen der Heiligen Drei Könige zeigt, sondern umgekehrt bedienen sich christliche Rezepte auch jüdischer Traditionen, wenn beispielsweise das Trishagion »kadosch, kadosch, kadosch« (»heilig, heilig, heilig«) in Jesaja 6,2 transkribiert mit lateinischen Buchstaben als gewissermaßen magische Formel empfohlen wird. Auf diese Weise zeugen sie von einem jüdisch-christlichen Austausch, der seinerseits jeden Antisemitismus ad absurdum führt.

Damit steht mein Teilprojekt auch stellvertretend für den »Kulturaustausch« in meinem Jahr am Marsilius-Kolleg, in dem ich von meinen Kolleginnen und Kollegen in bisher ungekannter Tiefe interdisziplinär Wissen zu Themen austauschen durfte, mit denen ich mich sonst nie beschäftigt hätte. Überdies lernte ich unterschiedliche methodische Zugänge und Perspektiven kennen, die zu weiteren interdisziplinären Themen anregen. Dies war nur möglich dank der Offenheit und Bereitschaft aller Fellows zum Perspektivwechsel.

Die Autorin ist Rabbinerin und Professorin für die Geschichte des Jüdischen Volkes an der HfJS.



Blut wird in der Tora als Träger der Seele wahrgenommen. Das Blut geschächteter Tiere darf nicht verzehrt werden.

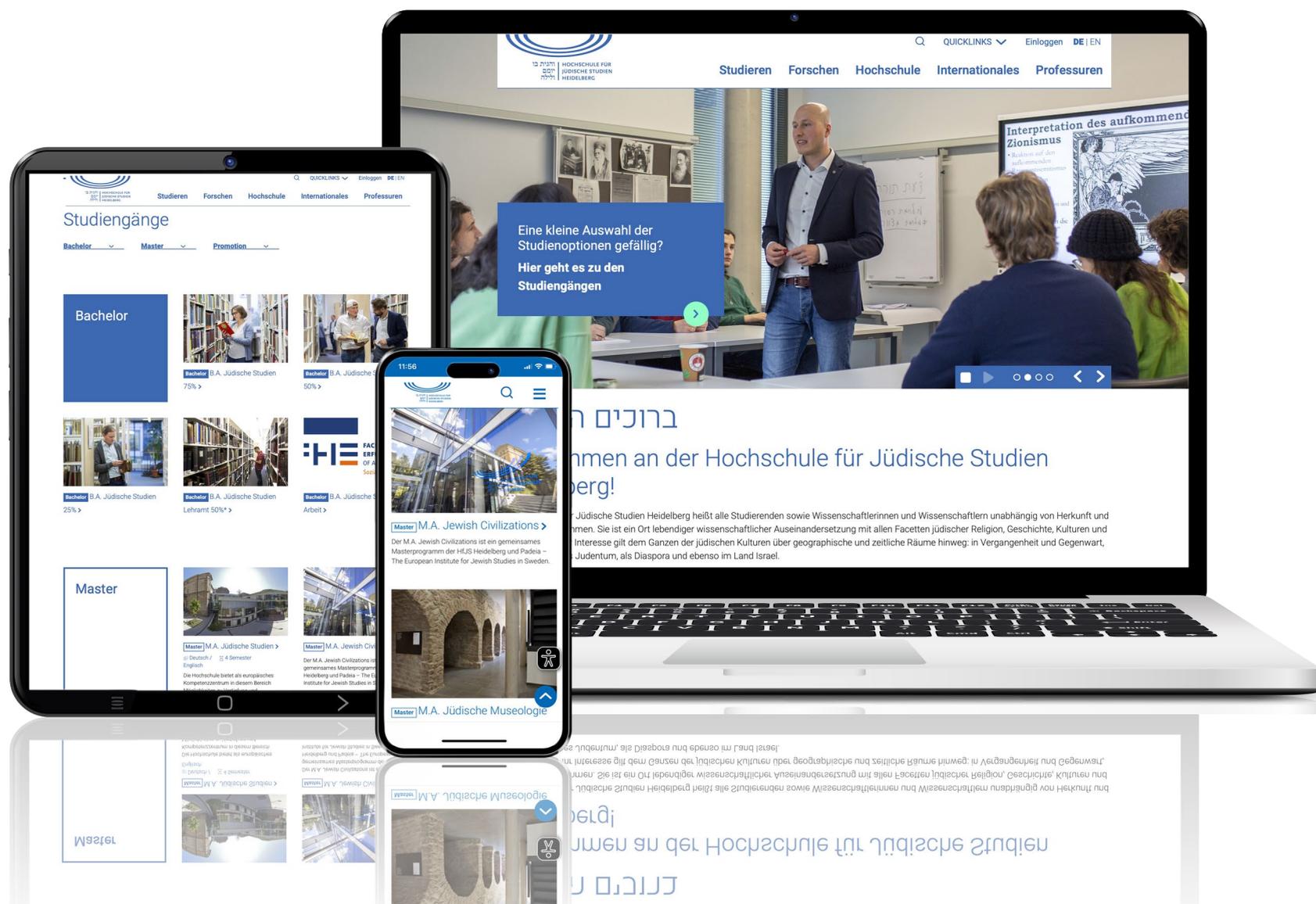
der Seele wahrgenommen, weswegen das Blut geschächteter Tiere nicht verzehrt werden darf, sondern diese ausbluten müssen. Zudem wird das Fleisch vom Blut gereinigt. Konsequenterweise wird jegliches menschliche Blutvergießen geächtet.

Bereits bei der Antragstellung war uns aber auch die »dunkle« Seite des Themas bekannt. Denn spätestens seit dem Mittelalter wurde der besondere jüdische Umgang mit dem Thema Blut antijüdisch in sein Gegenteil verkehrt, drastisch im Vorwurf des Ritualmords und der hiermit verbundenen Unterstellung, Juden würden christliche Knaben vor allem in der Osterwoche töten, um an ihnen die Ermordung Jesu zu wiederholen und zudem das Blut zu rituellen Zwecken beim in der Regel zeitgleich stattfindenden jüdischen Pesachfest verwenden. Eine im negativen Sinn besonders nachhaltige Wirkungsgeschichte

schen, geschweige denn darüber publizieren konnte, ohne dabei Gefahr zu laufen, antisemitische Stereotype zu bestätigen. Diese Frage stellte sich umso dringlicher, als ich im Laufe meiner Forschungen jüdische Arzneibücher aus dem 18. Jahrhundert las, die tatsächlich Rezepte enthielten, die Blut als Heilmittel empfahlen, darunter der *Sefer Toldot Adam* (»Buch von der Geschichte des Menschen«, Wilhermsdorf 1734). Hiernach sollte beispielsweise ein Junge ab drei Jahren oder ein Mann, an Epilepsie leidend, das erste Menstruationsblut eines Mädchens, in Wein gemischt, trinken; oder hebräische Verse sollten als Amulett geschrieben werden, verbunden mit vier Namen, geschrieben mit dem Blut eines Jungen, der noch nicht ejakuliert hatte (ebd., fol. 6v).

Auf dem Weg zu neuen Seiten

ONLINE-AUFTRITT Wie ein »Welt-Café« den Relaunch der Website voranbrachte



Montage: Marco Limberg

VON DOROTHE SOMMER

Lange herbeigesehnt, begannen im Herbst vergangenen Jahres endlich die Planungen für eine neue Hochschul-Website. Unterstützt von Hochschulberater Magnus Schubert wurden alle Angehörigen und Studierenden der Hochschule in die Umsetzung mit einbezogen.

Zuerst bestimmte ein Kernteam, bestehend aus zwölf Personen, dessen diverse Besetzung die Vielfalt nicht nur der Hochschule selbst, sondern auch der Nutzerinnen und Nutzer der Website widerspiegelte, die grundsätzliche Struktur und einigte sich auf Must-haves der neuen Seite. Anschließend sollten bei einem sogenannten Welt-Café alle übrigen Angehörigen und Studierende der Hochschule die Möglichkeit haben, die eigenen Wünsche und Vorstellungen einzubringen, die vom Kernteam bisher vernachlässigt worden waren. Ein Welt-Café besteht aus mehreren Tischen mit unterschiedlichen Fragen, zu denen sich eine Gruppe Antworten einfallen lässt, bevor sie sich zum nächsten Tisch mit neuen Fragen begibt. So bauen die Antworten an den jeweiligen Tischen aufeinander auf. Die Fragen bewegten sich vom

Design über die Inhalte bis hin zu den Funktionen, die den Beteiligten auf der neuen Website wichtig waren. Aus all diesen Wünschen, Vorstellungen und Erwartungen entstand innerhalb von knapp zwei Monaten ein Anforderungskatalog, mit dem wir auf Agentursuche gehen konnten.

Intensiver Austausch mit allen Beteiligten

Mithilfe des SCRUM-Prinzips, das im Gegensatz zu den traditionellen Wasserfall-Projekten vor allem von iterativen und in sich selbst geschlossenen Elementen lebt – statt eines einzigen starren Plans werden mehrere Teilprodukte entwickelt, die aufeinander aufbauen und separat testbar sind –, baute die Agentur dann unsere neue Website. Und Stück für Stück konnten wir testen, Fehler rückmelden, Erfahrungen weitergeben und die Seite mit Leben füllen.

Natürlich bleibt jetzt noch abzuwarten, wie unsere Zielgruppen – vor allem alte, neue und potenzielle Studierende, Forscherinnen und Förderer die Seite aufnehmen. Und ein bisschen mehr Leben dürfen wir ihr auch noch einhauchen. Doch schon jetzt steht fest, dass der intensive Austausch untereinander eine extrem zufrieden-

stellende Erfahrung war, auf deren Ergebnis, vor allem dank der Zusammenarbeit aller, die Hochschule durchaus Grund hat, stolz zu sein.

www.hfjs.eu

IMPRESSUM

JÜDISCHE ILLUSTRIERTE

Chefredakteur: Philipp Peyman Engel
Redaktion: Dorothe Sommer, Ayala Goldmann
Lektorat: Bettina Piper
Artdirector: Marco Limberg

Druck: Pressedruck Potsdam GmbH

Herausgeber:
Zentralrat der Juden in Deutschland K.d.ö.R.
Gründer: Karl Marx sel. A.

Geschäftsführer: RA Daniel Botmann

Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg
Rektor Prof. Dr. Werner Arnold
Landfriedstraße 12, 69117 Heidelberg

Telefon 06221 / 54 19 200, Fax 06221 / 54 19 209
E-Mail: info@hfjs.eu

Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitungsbeiträge, Abbildungen, Anzeigen etc. ist unzulässig.